

Zeitschrift: Anzeiger für schweizerische Geschichte = Indicateur de l'histoire suisse
Band: 16 (1918)
Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lehmann, Hans , Die Glasmalerei in Bern Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. (Prof. Dr. R. Zeller, Bern)	237
Mack, B. , vgl. Rottweiler Steuerbuch.	
Merz, Herm. , Das Schiesswesen in der Schweiz (Oberst K. Fisch, Bern)	248
Merz, Walther , Wappenbuch der Stadt Aarau (Dr. Edwin Hauser, Adj. am Staatsarchiv Zürich)	172
Meyer, Karl , Die Capitanei von Locarno (Prof. Dr. Trezzini, Lugano)	46
Miescher, E. , Die Reformation zu Basel und speziell zu St. Leonhard (Prof. Dr. W. Köhler, Zürich)	60
Mösch, J. , Die solothurn. Volksschule vor 1830. 4. Bd.: Der Einzug der Normalmethode (1782—98) (Prof. Dr. H. Büchi, Solothurn)	127
de Montenach, Georges , Les Musées régionaux. (Camille Martin, Genève)	123
Nabholz, Hans , Föderalismus und Zentralismus in der eidg. Verfassung vor 1798 (Privatdozent Dr. R. Feller, Bern)	173
Nuntiatur, die , des Giov. Bonhomini in der Schweiz 1579—81, bearbeitet von Fr. Steffens (Prof. Dr. Ed. Fueter, Zürich)	240
Pieth, Fr. , La Suisse pendant la guerre de Trente=Ans. (Dr. Ed. Rott, Paris)	63
Reformationsfeier, die , an der Universität Bern. Reden. (Prof. Dr. W. Köhler, Zürich)	62
Reymond, Maxime , Les dignitaires de l'Eglise Notre-Dame de Lausanne jusqu'en 1536 (Prof. M. Besson, Lausanne)	122
Rossel, Virgile, Eugène Rambert (Robert Mercier, Leysin)	182
Rott, Edouard , Histoire de la représentation diplomatique de la France auprès des cantons suisses, t. VI. 1643—63. (Privatdozent Dr. R. Feller, Bern)	127
Rottweiler Steuerbuch 1441 , hg. von B. Mack (Privatdozent Dr. Herm. Henrici, Basel)	53
Rufer, Alfr. , vgl. Freistaat, der, der drei Bünde.	
Schlachtjahrzeitbuch, das , von Uri, hg. von Ed. Wymann (Dr. Hans Nabholz, Zürich)	45
Steck , s. Aktensammlung zur Geschichte der Berner Reformation	
Steffen , s. Nuntiatur, die, des Giov. Bonhomini.	
Strickler, G. , Geschichte der Familie Homberger, (Prof. Dr. G. Meyer v. Knonau, Zürich)	138
Stückelberg, E. A. , s. Basler Kirchen.	
Tobler, Gust. , s. Aktensammlung zur Gesch. der Berner Reformation.	
Wild, Helen , Die letzte Allianz der Eidgenossenschaft mit Frankreich 1777 (Privatdozent Dr. F. Vischer, Basel)	241
Wipf, Jak. , Sebastian Hofmeister, der Reformator von Schaffhausen (Prof. Dr. W. Köhler, Zürich)	61
Wüscher=Becchi, E. , Die Abtei Allerheiligen zu Schaffhausen (Prof. Dr. E. A. Stückelberg, Basel)	171

Verzeichnis der der Redaktion eingesandten Arbeiten, deren Besprechung noch aussteht.

Rezensionsexemplare sind an Dr. H. Nabholz, Staatsarchiv Zürich, zu senden.

-
- Bergmann*, Die Täuferbewegung im Kt. Zürich bis 1660.
Joos, Die Herrschaft Valendas.
Eggenschwiler, Die territoriale Entwicklung des Kantons Solothurn.
Tappolet, Die alaman. Lehnwörter i. d. Mundarten der franz. Schweiz.
Rufer, Der Freistaat der III Bünde und die Frage des Veltlins. (Quellen zur Schweizer Gesch.)
Viollier, Les civilisations primitives de la Suisse.
Ziegler, Der militär. Inhalt der ältesten Bünde. (Neujahrsbl. der Feuerwerkergesellschaft in Zürich.)
Tanner, Der Kampf ums Eschental und der Verrat von Domodossola.
Walliser Landratsabschiede, hg. von Imesch.
Cavelti, Caspar Decurtins.
Georg, Le contrôle du peuple sur la politique extérieure.
Dierauer, Geschichte der Schweiz. Bd. 5.
Rott, Histoire de la représentation diplomatique de la France auprès des cantons suisses. t. VI. Schweiz. Kriegsgeschichte, hg. vom Eidg. Generalstab, Heft 10 und 11.
Nyffeler, Heimatkunde von Huttwil.
Benz, Der Landammann in den schweiz. Demokratien.
v. Arx, Illustrierte Schweizergeschichte für Schule und Haus.
Borel, Les Borel de Bitsche.
Galiffe, Occupation des frontières Suisses en 1870/71.
Cougnard, La caisse d'épargne de Genève 1816–1916.
Corbaz, Jussy l'Evesque.
Kreienbühler, Gesch. der polit. Gemeinde Niederhelfenschwil.
Nuntiaturreportagen aus der Schweiz seit dem Konzil zu Trient: Berichte Bonhomini, 1579–81.
Chaudat, Histoire du parti radical suisse.
Wüscher, Die Abtei Allerheiligen zu Schaffhausen.
Burckhardt, Huldreich Zwingli.
Heer, Fridolin Brunner, der Reformator des Landes Glarus.
Farner, Ulr. Zwingli.
Wildberger, Gesch. des Städtchens Neunkirch im Kanton Schaffhausen.
Miescher, Reformation von St. Leonhard in Basel.
Rothpletz, Erinnerungen.
Roth, Die Gesandtschaften des Grafen Forval in Graubünden 1700–1702.
Gutknecht, Die Diplomatie des Auslandes i. d. Schweiz während der Zeit des Sonderbundes.
Wild, Die letzte Allianz der Eidgenossen mit Frankreich 1777.
Schüle, Die polit. Tätigkeit des Obmanns J. H. Füssli.
Fleiner, Der Einfluss von Staatstheorien der Aufklärungszeit.
Delnon, Gaudenz v. Planta (1757–1834).

- Buc'*, Beiträge zur Verkehrsgeschichte Graubündens.
Rechtsquellen des Kts. Aargau: Stadtrecht von Rheinfelden.
Pinösch, Die ausserordentl. Standesversammlung und das Strafgericht vom Jahre 1794.
Heusler, Geschichte von Basel.
Büchi, Die polit. Parteien im ersten schweiz. Parlament. (Sep. aus dem polit. Jahrbuch der Schweiz 1917.)
Schaffh. Beiträge zur vaterländischen Gesch., Heft 9.
Fazy, Genève de 1788 à 1792.
Strickler, Geschichte der Familie Homberger.
Merz, Wappenbuch der Stadt Aarau.
Basler Wappentafel 1918.
Gauss, Reformationsgeschichte Liestals.
Kriesi, Gottfr. Keller als Politiker.
Rossel, Eugène Rambert.
Chapuis, Histoire de la pendulerie neuchâteloise.

-
- Stückelberg* E. A., Basler Kirchen. 2 Bändchen.
Aktensammlung zur Gesch. der Berner Reformation, hg. v. *Steck* und *G. Tobler*.
1. Lieferung.
Corbaz, Un coin de terre Genevoise.

VI

- Wymann, Ed., vgl. Jahrzeitbuch von Uri.
Zschokke, Ernst, Schweizerjugend und Wehrkraft (Oberst K. Fisch,
Bern) 250

Aktenstücke – Documents

- 1370, Mai 15.: Fondation et constitution de la Confrérie de Saint-Nicolas pour les clercs et avocats de la Cité de Lausanne . . . 107–109
1522/23: Aktenstücke zum Span zwischen Melchior Dürr und Benedikt Steiner in Bern 110–115
1658, Juli 12.: Sendschreiben der Stadt Schaffhausen an den Fürstabt von St. Gallen 11
1660–85: Aufzeichnungen aus dem Geburts- und Taufbuch, geführt von Fr. Ludw. von Roll 234–235
1814: **Sismondi**, Sur la Neutralité des Alpes. 38–41
1815: » Trois lettres inédites. 41–44

Wissenschaftliche Vereine – Sociétés savantes

- Eröffnungswort des Präsidenten Prof. Dr. Gerold Meyer von Knonau an dem Kongresse der Schweiz. Histor. Gesellschaften in Freiburg 15. und 16. Juni 1918 223–228
Totenschau Schweiz. Historiker, 1917, (Dr. Rob. Hoppeler) 87–94
Nécrologie. Charles Robert, 1872–1918, Henri Naef 147–148
Bibliographie des travaux de Charles Robert, (P. E. M.) 148–149
-

Bilder aus der älteren Münz- und Geldgeschichte der Eidgenossen (Schaffhausen, Zürich, Schwyz).¹⁾

Von Dr. Gustav Schöttle, Tübingen.

I.

Die rücksichtslose Art und Weise, womit Bern, Luzern und andere eidgenössische Regierungen im Winter 1652/53 die umlaufende Scheidemünze im Werte heruntersetzten und den Schaden meist auf den zeitweiligen Besitzern der Geldstücke liegen liessen, war eine der Ursachen des grossen schweizerischen Bauernaufstandes²⁾ jener Zeit. Dieser wurde zwar mit blutiger Hand niedergeschlagen, aber er bildete doch für immer eine Mahnung, die im Münzwesen hergebrachten Missstände nicht allzusehr auswachsen zu lassen. Die Gemüter der Regierenden blieben lange Zeit hernach immer noch ein wenig beeinflusst von der Furcht vor einer Wiederholung jenes Krieges, der ja auch einmal einen andern Ausgang nehmen konnte. Es war von da an im 17. und 18. Jahrhundert in der Schweiz nichts Ungewöhnliches, dass irgend eine geplante münzpolitische Massregel mit dem Hinweis auf die Missstimmung und Aufregung bekämpft wurde, die jene bei dem «gemeinen Mann» hervorrufen werde. Von den zahlreichen Beispielen hiefür möge eines hier angeführt werden:

Auf das blossе falsche Gerücht von einer beabsichtigten Abrufung gewisser Münzen riet im Mai 1678 die Regierung von Zug derjenigen von Luzern davon ab, weil «endlichen daraus ein gefährlicher Aufstand des gemeinen Mannes zu befürchten sein würde».³⁾

¹⁾ Soweit nichts anderes bemerkt ist, gründet sich diese Abhandlung auf ungedruckte Archivalien der Staatsarchive zu Schaffhausen und Zürich, sowie einigermassen auch derjenigen von Luzern und Schwyz und der Stadtarchive zu St. Gallen und Schaffhausen. Den sämtlichen Herren Vorständen und Beamten dieser Archive sei für die bereitwillige Förderung meiner Forschungen wärmster Dank ausgedrückt und nicht minder dem Konservator am Münzkabinett des Nationalmuseums, Herrn E. Hahn in Zürich, dem Vorstand der Münzsammlung in Schaffhausen, Herrn Prof. Henking sowie Herrn Dr. Friedrich Imhoof-Blumer in Winterthur.

²⁾ Vergl. Joh. Dierauer. Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Band IV, Seite 17—52.

³⁾ *Luzerner Staatsarchiv, Münzakt.*

Die Gebrechen des damaligen Münzwesens in der Schweiz hingen grossenteils mit dem hergebrachten Uebermass an Kleinmünze zusammen. In der löblichen Absicht, dieses einzudämmen, waren die Eidgenossen auf der Jahrrechnungstagung im Juli 1655 im gemeinsamen Interesse übereingekommen, alles Münzprägen bis auf weiteres ganz einzustellen. Das hielt einzelne Kantone nicht ab, dennoch zu münzen, zumal im darauffolgenden Winter der Krieg zwischen den katholischen und den evangelischen Orten ausbrach. Im Laufe desselben liess u. a. Zürich zur Zahlung von Kriegsausgaben Viertels- und Achtelsguldenstücke prägen und zwar aus der Mark Feinsilber 19 fl. 33 kr., d. h. nach einem erheblich leichteren Münzfuss als dem der seitherigen Züricher Grossmünzen.¹⁾

Das Vorgehen der Züricher Regierung, das durch den Drang der Kriegsumstände entschuldigt war, scheint es gewesen zu sein, was nach wiederhergestelltem Frieden dem Rat von Schaffhausen die Lust erzeugte, auf dem Wege der Münzverschlechterung seinen Stadtfinanzen weitere Einnahmen zuzuführen. Jene waren übrigens entfernt nicht derart, um ein so ungutes Hilfsmittel einigermassen zu rechtfertigen: In dem Schaffhauser städtischen Schatzgewölbe waren aus den Ueberschüssen früherer Jahre damals in der Regel erhebliche Geldsummen aufgesammelt.

Im Oktober 1656 stellte die Schaffhauser Obrigkeit Erwägungen an, «ob ihr zur Zeit das Münzen nützlich sei». Das Ergebnis war, dass man sich in der Hoffnung eines dabei zu machenden grossen Gewinnes entschloss, Reichstaler, dicke Pfennige, Batzen, Vierer und Einpfennigstücke zu prägen. Den erhofften Münzgewinn beabsichtigte man, wie es scheint, zur Erbauung eines Schulhauses oder sonst für Zwecke von Schulen zu verwenden.

Gegenüber den eidgenössischen Abschieden, die, unter Schaffhausens Zustimmung zu stande gekommen, alles Münzen zurzeit untersagten, wurde in Ermanglung eines bessern Vorwandes vorgeschützt, es hätten sich die vor Zeiten geprägten einheimischen Münzen inzwischen nach auswärts verloren und fremde sich im Kanton an deren Stelle eingefunden. Das war allerdings eine unbestreitbare Tatsache, aber die notwendige Folge der Kleinheit und Exponiertheit des Schaffhauser Gebietes. Dass es mit den neu zu erzeugenden schaffhausischen Münzen rasch ebenso gehen werde, darüber konnte niemand im Zweifel sein. Dieses Münzfinanzprojekt Schaffhausens wurde daher auswärts mit ungünstigen Augen angesehen, nament-

¹⁾ Unter anderem hatte man dabei Mengen von Silbergeschirr, welches die einzelnen Zünfte bei diesem Anlass hergaben, in solche Geldsorten verwandelt. S. auch *Geschichtsfreund*. Band 38, S. 167 ff.: Der Stadt Zürich Kriegskostenrechnung vom ersten Villmerger Krieg.

lich von den nächsten Gebietsnachbarn, da diese in erster Linie von einer Überflutung mit den neuen Münzen bedroht waren.

Nun hat die Sache freilich, wie alles in der Welt, mehr als bloss eine Seite. Das Ausmünzen von schlechtem oder richtiger gesagt, von in allzu hohem Wert in Umlauf gesetztem Gelde war damals eine allgemeine Zeitkrankheit, unter welcher gerade Schaffhausen mehr litt als die meisten andern Städte und Gegenden. Seit 1501 gehörte es der Eidgenossenschaft an. An diese stiess sein Gebiet nur auf einer Seite, überdies durch den Rheinstrom geschieden, an, während die drei übrigen Seiten des Schaffhauser Herrschaftsbereichs, wie noch heute, von deutschem Reichsgebiet umschlossen waren. Infolgedessen bestanden die Besucher der schaffhausischen Wochen- und Jahrmärkte verhältnismässig wenig aus Miteidgenossen, sondern in der Mehrzahl aus reichsdeutschen Untertanen, die kein anderes Geld mitbrachten als das in ihren Heimatbezirken gültige, in denen abweichende Münzwährungen herrschten.

Da ausserdem die politisch-militärischen Beziehungen zu Frankreich und der lebhafte internationale Transithandel der Stadt vielerlei Geldsorten entlegener Länder in den Münzumlauf Schaffhausens hereinbrachten, so bildete diese Stadt das Stelldichein für Münzen fast der ganzen Welt. Es waren mehr schlechte als gute. Solche zu einem möglichst hohen Kurswert loszuwerden, bestrebte sich jeder, der aus der Fremde nach Schaffhausen kam, was natürlich Verluste für die dortigen Nehmer nach sich zog.

Diese Umstände haben jedenfalls mitgewirkt, wenn die Stadt in verschiedenen Zeitperioden den Gedanken zur Tat werden liess, dass sie mit schlechtem Gelde nicht immer bloss Schaden leiden, sondern wenn es sein könne, zur Abwechslung auch Gewinne machen wolle.

II.

Was nun das Schaffhauser Münzprojekt von 1656 weiter anbelangt, so sah man diesmal glücklicherweise davon ab, das Münzregal einem Privatmann in Generalpacht hinzugeben, sondern führte den Betrieb in Selbstregie aus. Schaffhausen besass ein eigenes städtisches Münzhaus am Herrenacker (errichtet i. J. 1515), sowie ein Silberstreckwerk am Rhein, das durch die Wasserkraft des Flusses in Bewegung gesetzt wurde.

Anfänglich war beabsichtigt, sich hauptsächlich auf das Prägen von Reichstalern zu werfen und daraus den Hauptgewinn zu ziehen, indem man jenen Talern sowohl am Gewicht, als an der Feinheit etwas abbrach; Nach der deutschen Reichsmünzordnung von 1559 hätten 8 Stück auf eine rauhe Mark, die $14\frac{1}{4}$ Lot hielt, gehen sollen, während man statt dessen vorhatte, $8\frac{1}{2}$ Stücke aus einer bloss 14-lötigen Mark auszu-

schroten. Es ward aber (20. Jan. 1657) im Rate darauf aufmerksam gemacht, wenn man die Reichstaler nicht vollhaltiger ausmünze, werden sie, wie schon öfters, auswärts verrufen werden und der Stadt Unehre und andere Widerwärtigkeiten verursachen.¹⁾

Man entschloss sich daher, die Taler wenigstens im Raugewicht ein wenig besser, nämlich $8\frac{1}{4}$ Stück aus der beschickten Mark auszuschromen, und hingegen, um den beabsichtigten Gewinn dennoch nicht zu schmälern:

1. die Batzen entsprechend leichter zu machen, nämlich 90 Stück (anstatt der vorher beabsichtigten 80) aus der fünfzlötigen Mark auszubringen,

2. nach dem leichten Züricher Kriegsmünzfuss von 1655/56 Viertelsgulden (auch Oertlein, Vierbätzler, Fünfzehnkreuzerstücke oder Böcke genannt) prägen zu lassen.

Da das Amt eines städtischen Münzmeisters seit längerer Zeit unbesetzt war,²⁾ stellte man einen solchen an in der Person des am Ort ansässigen Goldschmieds Hans Heinrich Ammann.³⁾

III.

Die Schaffhauser silbernen Pfennige und Heller sind einseitig geprägt, schriftlos und tragen nur das städtische Wappenbild in mancherlei

¹⁾ Der vorderösterreichischen Regierung zu Ensisheim, die sich 1623 über die Ringhaltigkeit der schweizerischen Reichstaler beschwert hatte, versprochen damals die Orte Luzern, Zug, Basel, Schaffhausen und St. Gallen wenigstens so viel, sie künftig vierzehnlötig und zu 8 Stück auf die feine Mark auszumünzen, was immerhin noch etwas unter dem richtigen Reichsfuss blieb. Indessen hielt man sich in der Folge nicht an diese Zusage. Bei Proben, die man i. J. 1666 in Deutschland anstellte, erwiesen z. B. die Schaffhauser Reichstaler aus dem Jahr 1629 sich nur als $13\frac{4}{9}$ lötig und es gingen $8\frac{2}{5}$ Stück auf die Mark. Hirsch, des Teutschen Reiches Münzarchiv IV. S. 369, vgl. auch C. v. Ernst: Das österreichische Privilegium des Quentchens; in der numismatischen Zeitschrift, Wien, Bd. 38 (1906). Eidg. Absch. V, 2, Seite 365.

1624 begehrte Luzern, dass Schaffhausen und St. Gallen ihre ringhaltig gemünzten Taler wieder an sich lösen oder sonst dem hieraus entstehenden Unwesen steuern sollen, andernfalls werde es solche in seinem Gebiet abschätzen und Ersatz des erwachsenden Verlustes beanspruchen. Es blieb aber bei der blossen Drohung.

²⁾ Ein Wardein oder Gardin wird zwar damals in dem Schaffhauser Aemterverzeichnis genannt, trat aber für gewöhnlich nicht in Münzangelegenheiten auf, sondern hatte vorzugsweise mit dem Probieren und Punzieren von Gold- und Silberschmiedsarbeiten zu tun.

³⁾ Ammann erhielt an Münzerlohn für die 15-Kreuzerstücke von jeder Gewichtsmark anfänglich 6, später $6\frac{1}{2}$ Batzen. Dafür hatte er Kupfer und alles andere ausser dem Brennholz herzugeben, die Gesellen zu entlohnen usf. Ausserdem wurde ihm (September 1657) nachträglich „aus Gnaden zu einer Ergötzung“ bewilligt, auf seine, des Münzmeisters, eigene Rechnung dreilötige Pfennige zu münzen, und zwar ohne dass, um einem Missbrauch dieser Bewilligung vorzubeugen, eine Kontrolle und Aufsicht darüber bestellt worden wäre. Dieser bedenkliche Weg, um ohne Belastung der Staatskasse dem Lohn eines Münzmeisters aufzuhelfen, war in jenen Zeiten an manchen Orten in Übung.

Wandlungen, die aber *nicht durch heraldische Erwägungen*, sondern durch die Notwendigkeit herbeigeführt sind, *neue Emissionen* solcher Pfennige von den vorangegangenen *augenfällig unterscheidbar zu machen*. Denn durch die jeweils neu geschaffenen Pfennige wurden oftmals, besonders im Mittelalter, die älteren ganz und gar ungültig gemacht oder es konnte sein, dass für die neuen ein von dem der älteren abweichender Verkehrswert festgesetzt wurde.

Zweiseitige grössere Schaffhauser Münzen treten erst von dem Beginn des 16. Jahrhunderts an auf. Ihr Typus, der auch im 17. sich so ziemlich gleichblieb, ist: vornen das Stadtwappen mit der Umschrift *Moneta nova Scafusensis*; auf der Rückseite das Deutsche Reichswappen, gewöhnlich mit der Umschrift: *Deus spes nostra est*. Ausnahmsweise haben die Batzen und Halbbatzen des 16. Jahrhunderts statt der letzteren die Devise: *O rex glorie XPE ve(ni) cum pa(ce)*.

Während die Schaffhauser Reichstaler einen *einköpfigen* Adler führen, teils ohne, teils mit Krone darüber, tragen die anderen zweiseitigen Schaffhauser Münzen des 16. und 17. Jahrhunderts auf der Rückseite den *zweiköpfigen* Deutschen Reichsadler, entweder mit einer oder zwei, oder gar keinen Kronen und teils mit, teils ohne Heiligenschein.

Das Wappen von Schaffhausen, wie es in mancherlei Varianten auf dessen Münzen vorkommt, ist ein aus einem Torturm oder Haus herausgehender oder springender, gewöhnlich nur mit dem Vorderkörper sichtbarer Widder. Ausnahmsweise indessen ist er auf einzelnen Pfennigsorten in ganzer Figur, sei es vor dem Hause stehend, sei es ohne dieses, abgebildet. Dieses Wappen war als ein redendes gedacht: der Schafbock samt dem Haus sollte bildlich den Stadtnamen darstellen, den man von Schafen und Schafhäusern ableitete, eine Ansicht, welche auf Grund der Untersuchungen von † Professor Johannes Meyer-Frauenfeld neuerdings wieder die Oberhand zu gewinnen scheint.¹⁾

Den 6. Dezember 1656, im Zusammenhang mit der zuvor beschlossenen Münzprägung nahm der Schaffhauser Rat eine heraldische Neuerung

¹⁾ Johannes Meyer: In den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, Heft 31 (1902), S. 25 ff. und derselbe in der Festschrift, Geschichte des Kantons Schaffhausen 1901, S. 68 f. während in demselben Werk S. 663 und 781 Professor Ferdinand Vetter den Stadtnamen, in Uebereinstimmung mit der seither herrschenden Anschauung des Chronisten Rüeger von Schiffen (latein. *scaphae*) ableitet, die des nahen Rheinfalls wegen in der Notwendigkeit waren, an diesem Platze anzulegen, um Ladung zu löschen und einzunehmen. Ausser den genannten beiden Erklärungen kommt allenfalls noch die Ansicht von L. Baumann in Betracht, der jenen Namen von *scaft* (d. h. Rohr, Geröhrich) abzuleiten sucht (J. J. Rüegers Chronik von Schaffhausen, herausgegeben von Bächthold, S. 16, Anm. 1).

Ueber diese und andere in Betreff der Herkunft des Stadtnamens aufgetauchte Hypothesen s. auch Hans Werner, Verfassungsgeschichte der Stadt Schaffhausen 1907, S. 3 f.

vor: Er befahl¹⁾ auf den zu prägenden Batzen solle das städtische Wappentier freistehen (d. h. in ganzer Figur ohne Haus oder Turm), weiter: um die Wolle etwas *schmäler* sein, ferner: auf dem Kopf eine *Krone* tragen.²⁾

Das Anbringen der Krone (1656) erfolgte nach dem Vorgang anderer eidgenössischer Stände im Hinblick auf die 1648 durch den westfälischen Friedensvertrag den 13 eidgenössischen Kantonen zugesprochene Souverainetät.

Auf die anderen von da ab in Schaffhausen geprägten Geldmünzen, nämlich Dukaten, Halbdukaten und Oertli wurde jene Wappenänderung in der Folge ebenfalls ausgedehnt. Nur die Schaffhauser Reichstaler nahm man ausdrücklich davon aus: sie sollten ihre alte Form beibehalten, wurden übrigens von 1657 an nicht weiter gemünzt. Auf den übrigen genannten Münzen tummelt sich jetzt der heraldische Schafbock vernügt auf einer blumigen Wiese. Die Anbringung der Krone machte wegen der gekrümmten Hörner dem Graveur Schwierigkeiten, über die er nicht recht Herr wurde, indem die Krone vielfach schwer zu erkennen ist. Umgekehrt übrigens scheinen in früherer Zeit die Hörner gelegentlich Anlass gegeben zu haben, dass man auf des Widders Kopf eine Krone zu erblicken glaubte, wo keine war.³⁾

¹⁾ Schaffhauser Ratsprotokolle unter dem 6. Dezember 1656. Dr. Strantz: Die Wappen der schweizerischen Eidgenossenschaft und ihrer XXII Kantone; 1867, S. 736 (und ähnlich C. A. Bächtold als Herausgeber der Rieger'schen Chronik S. 18) meinte, es sei von einem Beschluss über diese Wappenänderung keine Spur zu finden.

²⁾ Völlig neu war auch diese Wappenform übrigens nicht. Der springende ganze Widder kommt auf uralten Schaffhauser Kriegsbannern auch vor, z. B. auf dem jetzt noch in dem Luzerner Zeughause befindlichen Banner, unter welchem die Schaffhauser Bürgerschaft im Jahre 1388 in der Sempacher Schlacht auf österreichischer Seite mitfocht, (s. Ferd. Keller in den Mitteilungen der Züricher antiquarischen Gesellschaft Bd. 9, 1856) ferner auf dem Banner, welches Papst Julius II. im Jahre 1512 der Stadt verehrte.

Derselbe Papst erteilte gleichzeitig (Bulle vom 9. August 1512) der Stadt die Wappenbesserung, dem Haupte des Widders eine Krone aufsetzen und dessen Mannheit, Hörner und Klauen anstatt schwarz, künftig mit Goldfarbe malen zu dürfen. (Strantz a. a. O. S. 735 nach J. von Müllers Schweizergeschichte, II, S. 279.) Von dieser Verwilligung hatte aber die Stadt bei ihren Münzprägungen keinen Gebrauch gemacht.

Ueber die staatsrechtlichen Fragen, die sich knüpfen an derartige in jenen Zeiten von einem Papst an diese oder jene Schweizerstädte verliehene Wappen- und Münzberechtigungen und dergl. soll hier nicht eingegangen werden.

³⁾ J. v. Jecklin (Revue Suisse de numismatique, 1892, S. 140, betr. den Fund von Schleins) erwähnt einen Schaffhauser Dicken von 1611, der einen bekrönten Bock zeige. Dies wird wohl ein Irrtum sein. Coraggioni, Münzgeschichte der Schweiz 1896 Taf. XXVIII gibt unter Abb. 8 einen Dicken desselben Jahres. Dort ist auf dem Kopfe des Widders etwas wahrzunehmen, das einem gestielten Kleeblatt, jedoch keiner Krone gleichsieht.

Auf den 1808 und 1809 in der Berner Münzstätte hergestellten schaffhausischen Batzen, Halbbatzen, Kreuzern und Pfennigen erscheint der Widder aufs neue wieder kronenlos.

Nun noch einige Worte über die Anbringung des Deutschen Reichsadlers auf Schweizer Münzen. Die Deutsche Reichsmünzordnung von 1551 ordnete an, dass die Münzen, um als Reichsmünzen im ganzen Reiche Geltung zu haben, u. a. auf der Vorderseite den zweiköpfigen Adler tragen sollen, wie das vielfach früher schon hergebracht war. Die meisten Stände der Eidgenossenschaft, und zwar auch solche, die nicht nach der Reichsordnung münzten, befolgten dies ebenfalls, obwohl ihr staatsrechtlicher Zusammenhang mit dem Heyl. Röm. Reich sich seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts nach und nach löste. Basel liess noch von 1535 an aus Anlass der Reformation anstatt der Madonna den Reichsadler auf seinen Münzen anbringen (Coraggioni a. a. O. S. 18 und 87).

Nach seiner 1648 formell verbrieften Loslösung von dem Deutschen Reiche hätte Schaffhausen folgerichtigerweise des Reiches Hoheitszeichen, den Doppeladler, von seinen Münzen weglassen sollen. Während die meisten andern Kantone dies taten, fuhr Schaffhausen während des 17. Jahrhunderts fort, ihn wie bisher darauf prägen zu lassen. Für die Beibehaltung des auf die Zugehörigkeit zum Reiche hindeutenden Symbols ist im allgemeinen¹⁾ ein anderer Beweggrund nicht einzusehen als die Absicht, den schaffhausischen Münzen, wie bis dahin, so auch in der Zukunft, im Reiche möglichste Verbreitung zu verschaffen und zu diesem Behuf ihnen den oberflächlichen Anschein von Reichsmünzen zu geben.²⁾

¹⁾ Gelegentlich kommen allerdings auch andere Ursachen in Betracht. Im Jahre 1596 machte dem Rat von Schaffhausen der neuangestellte Münzmeister Wegerich den Vorschlag, er wolle dem Rat, wenn es diesem beliebe, Pfennige münzen wie die von St. Gallen, so dass 4 einen Kreuzer und 16 einen Batzen gelten sollen, und damit man diese leichten Pfennige von den schweren schaffhausischen Pfennigen unterscheiden möchte, solle ein Reichsadler darauf geschlagen werden.

²⁾ Ebenfalls wegen des Umlaufens im Reich haben auch einzelne andere Eidgenossen, selbst in noch späteren Zeiten, den Reichsadler auf ihren Münzen angebracht. So Unterwalden ob dem Wald 1726–1733, Appenzell Innerrhoden 1737 ff., Schwyz 1672 ff. und 1730. Nur als seltene Ausnahme ist anzusehen, wenn Berner halbe Gulden von 1657 und desgleichen Fünfbätzner von 1659, ferner Genfer Taler von 1722 und 1723 und do. Pistolen von 1772 den Reichsadler führen.

Unter den „Zugewandten“ der Eidgenossenschaft haben der Bischof von Basel, ferner die Graubündner Münzstände, nämlich die Stadt Chur, der Bischof daselbst, die Abtei Disentis und die Herrschaften Haldenstein und Schauenstein-Reichenau ebenfalls erst in den 1720er oder 1730er Jahren die Gepflogenheit aufgegeben, ihre Münzen mit dem Reichsadler zu versehen, dem sie meistens auch noch den Namen und Titel des jeweiligen Kaisers beigefügt hatten. Nahezu alle der Genannten waren übrigens Inhaber von Reichslehen. Die sog. Blutzger, da diese eine rein bündnerische Landesmünze waren, trugen keine Reichsabzeichen. Vgl. Fr. v. Jecklin: Katalog der Altertumssammlung des rätischen Museums zu Chur S. 41, 46, 50, 59, 61.

IV.

Veranlasst durch die jüngsten Züricher und Schaffhauser Münzprägungen hielten Stadt und Abt von St. Gallen samt beiden Appenzell anfangs Februar 1658 eine Münzkonferenz ab. Man beschwerte sich dabei besonders darüber, dass nicht allein die Fünfeuzer, sondern auch die Schaffhauser Batzen und Züricher Schillinge nach einem namhaft geringeren Fuss ausgemünzt würden als früher. Man könne diese neuen Münzen nicht mit den alten in demselben Valor umlaufen lassen, da alsdann, der Wertungleichheit halber, die gewichtigeren in Bälde von gewinnsüchtigen Leuten ausgewogen und nur die leichteren noch übrig gelassen würden. Selbst der gemeine Mann verspüre bereits den Unterschied und es werde darum schon „stark gegen die Obrigkeiten beschnarchet“. Die Versammlung ersuchte daher die Regierungen von Zürich und Schaffhausen, sie möchten das Münzen einstellen und ihre neuen ringhaltigen Sorten wiederum zu sich und in ihr Land ziehen.

Dieser Vorgang gab anderen eidgenössischen Ständen den Anlass zu ähnlichen Schritten. Ungefähr um dieselbe Zeit wurden die zu Aarau versammelten evangelischen Stände und Zugewandten von den Vertretern Zürichs und Schaffhausens gebeten, sie möchten ein Abwürgen oder Verbiehen ihrer neuen Münzen unterlassen; zugleich versprachen beide Kantone, ihre Angehörigen würden dieselben gegen Waren jederzeit zum Vollwert wieder annehmen.¹⁾

Zürich stellte nun (Ende April 1658) in der Tat das Münzprägen ein. Die damals durch den Wardein Stampfer vorgenommenen Proben der Schaffhauser Oertlein²⁾ ergaben, dass diese vom gleichen Korn, wie die Züricher, nämlich neunlötig waren und auch durchschnittlich, d. h. wenn man grössere Mengen zusammenwog, von demselben Schrot, nämlich 44 Stück auf die raue Gewichtsmark. Allein die einzelnen Stücke erfanden sich als sehr ungleich ausgeschrotet, und wogen teils ein ziemliches unter dem Normalgewicht, teils ebensoviel darüber. Der Unterschied war so gross, dass einzelne untergewichtige Stücke nur halb soviel wogen als andere übergewichtige. Für das gesetzwidrige, aber damals sehr beliebte Auswippen der schweren Stücke bildete dies eine besonders gute Gelegenheit.

Hieraus nahm die Züricher Regierung (16. Juni 1658) den Anlass, die Schaffhauser Fünfeuzerkreuzerstücke auf 12 Kreuzer (=8 Züricher oder 10 Luzerner Schilling) herabzusetzen. Vierzehn Tage zuvor war verboten worden, sie in das Züricher Gebiet hereinzubringen und schon Ende

¹⁾ Sammlung eidgenössischer Abschiede VI, 1, Seite 404 bis 406.

²⁾ Stampfer unterschied drei Gattungen davon: solche mit einem langen, mit einem kurzen Kreuz und mit gar keinem.

April hatte die Obrigkeit im Züricher Kornhaus vor ihrer Annahme unter der Hand warnen und in allen „Spinnstuben“ den Unternehmern verbieten lassen, die Arbeiter mit Schaffhauser Oertlein zu bezahlen.¹⁾

Man muss es dahingestellt sein lassen, ob der einzige oder doch der hauptsächlichste Beweggrund für die Abwürdigung jener Fünftehner in den Gewichtsungleichheiten und in der Befürchtung lag, mit solchen Münzen allzusehr überhäuft zu werden. Es kann sein, dass dabei auch ein Bestreben der Züricher Münzbeamten, das Züricher Gebiet möglichst ausschliesslich für den Umlauf ihrer eigenen Erzeugnisse freizuhalten, mitgewirkt hat. Teilweise geschah es wohl aus diesem Bestreben heraus, wenn Zürich um dieselbe Zeit eine besondere Behörde einsetzte, welche den Geldumlauf überwachen und Uebertreter der Münzordnungen zur Strafe ziehen sollte.

Eine Folge jenes Züricher Münzabrufes war es, dass nun auch sonst in der Schweiz und den angrenzenden Teilen Süddeutschlands im Volk ein Widerwillen gegen die neuen Schaffhausischen Fünftehner sich regte. Wäre nun die Behauptung der Schaffhauser Obrigkeit zutreffend gewesen, dass sie ihre neuen Oertli zu dem Zweck geprägt habe, um dem Mangel des eigenen Gebietes an entsprechenden einheimischen Münzsorten abzuhelpen, dann hätte Schaffhausen solche auswärtigen Massnahmen und Vorgänge mit Freude begrüssen müssen, da diese das einzige Mittel bildeten, jene Münzen von dem Abwandern in die Fremde abzuhalten. Statt dessen wurde aber die Schaffhauser Regierung nicht müde, der zürcherischen ihr Missvergnügen über jene Münzabwürdigung auszudrücken und deren Aufhebung zu verlangen, die jedoch keineswegs erreicht wurde.

Allmählich bemächtigte sich jetzt auch der Bürger und Untertanen Schaffhausens eine Art Panik hiewegen. Sie sahen sich von einer Ueberschwemmung mit diesen in die Heimat zurückwandernden Münzen bedroht und fingen an, sowohl Fremden als Einheimischen gegenüber sie in Zahlung zurückzuweisen. In der Absicht, den unverhinderten Umlauf der einheimischen Oertli in Stadt und Gebiet zu erzwingen, bedrohte ein schaffhausisches Ratsedikt vom 26. Mai 1658 alle, die fernerhin dieselben nicht oder nicht zum Nennwert annehmen würden, mit einer unnachlässigen Busse von 10 Mark Silbers (=40 fl schaffh. Währ.) und

¹⁾ Es ist geeignet, auf den heutigen Sozialpolitiker einen wohlthuenden Eindruck zu machen, dass die Züricher Regierung fortwährend bemüht war, bei dem so ungemein häufigen Auftauchen fremder übertarifierter Münze die ärmeren Klassen rechtzeitig vor Verlusten zu schützen. Als z. B. Zürich kurz vor dem obigen Vorgang die Berner Batzen und die Neuenburger Halbbatzen verbot, wird gleichzeitig den Fabrikanten befohlen, diese Münzen den Spinnerinnen wieder abzunehmen. Weitere derartige Beispiele kommen vielfach dort vor.

schwerer Ungnade. Doch blieb es bei dem blossen Drohen, ohne dass die strafende Hand der Justiz sich in Bewegung gesetzt hätte.

Dem Münzmeister Ammann, dem eigentlichen Erreger dieser Widerwärtigkeiten, geschah nichts weiter, als dass ihm der städtische Rat wegen der nachlässigen Justierung der Münzen einen Verweis erteilte samt der Ermahnung, er solle seinem Amt künftig mit mehr Sorgfalt und Fleiss nachkommen. Das letztere war um so mehr nötig, als Ammann (im Februar 1658) dreihundert Gewichtsmark Oertlein abgeliefert hatte, welche die Devise: „Deus spes nostra est“ zweimal, nämlich auf jeder von beiden Seiten, an sich trugen, während dagegen die Angabe des Prägeortes und der Jahrzahl fehlte und zudem die Münzen schlecht ausgedrückt waren. Ammann wurde angewiesen, diese Stücke, weil sie der Reputation der Stadt Abbruch täten, urkundlich wieder einzuschmelzen. Diesem Schicksal ist jedoch eine Menge von ihnen entgangen, man trifft sie in Sammlungen auch heute noch an und zwar selbst solche mit Nachstempel (über diese s. u.).

V.

Um nun dem nicht unberechtigten Vorwurf die Spitze abzubrechen, die Schaffhauser Oertli seien unter sich von ungleichem Gewicht und also zum Teil noch unterwertiger, als der herabgesetzte Münzfuss ohnedies mit sich brachte, verfiel der Schaffhauser Rat auf ein Mittel, von dem er glaubte, es werde alle Schwierigkeiten beseitigen und eine künftig unverhinderte Zirkulation seiner Oertli herbeiführen: Man beschloss nämlich, dieselben sämtlich wieder zur Münzstätte einzurufen; dem Münzmeister wurde befohlen, jedes Stück einzeln genau nachzuwägen. Diejenigen Stücke, welche dabei mindestens das vorgeschriebene Gewicht ($\frac{4}{11}$ Lot = 5,31 g) hätten, sollten zum Zeugnis dieser Tatsache durch den Münzmeister mit einem kleinen Widderkopf bezeichnet (d. h. nachgestempelt) und an den Eigentümer zurückgegeben werden, während die zu leicht erfundenen verschmelzt und an deren Statt den Einlieferern gestempelte auszufolgen waren. Auf die Annahmeverweigerung der so nachgestempelten Oertli ward ebenfalls eine Geldstrafe angedroht, doch diesmal nur halb so hoch als die frühere.

Bei der eidgenössischen Jahrrechnungstagung zu Baden (anfangs Juli 1658), wo man sich ebenfalls über die Schaffhauser Oertli beklagte, erklärten die Gesandten von Schaffhausen, dieses sei erbötig, diejenigen derselben, die das Normalgewicht nicht erreichen, gegen gut Geld einzuwecheln.

Dieses Einziehen, Nachwägen und Stempeln ward alsbald vorgenommen und es ergingen an zahlreiche Städte und Herrschaften der

weiteren Umgebung gleichlautende Schreiben mit dem Ersuchen, ihren Bürgern und Untertanen zu befehlen, die nachgestempelten Schaffhauser Fünfzehner unweigerlich anzunehmen.¹⁾

Jenes Nachwägen und Nachstempeln wäre an sich nicht ungeeignet gewesen, die Sache in das richtige Geleise zu bringen; aber abgesehen davon, dass man sich nicht oder nicht gehörig darum bemühte, die bereits aus dem Heimatskanton hinausgewanderten Oertli ebenfalls zur Rückkehr zu bewegen, beging man die grosse Unklugheit, mit der Ausführung der ganzen Sache gerade den schuldigen Teil, den Münzmeister, zu betrauen, dessen Eigennutz und Ungehorsam dann wieder alles verdarb. Des Münzmeister Ammanns amtliche Tätigkeit unterlag überhaupt so gut wie gar keiner Beaufsichtigung und Kontrolle, weder hinsichtlich der ursprünglichen Münzprägung, noch bei dem Geschäfte des Nachstempeln. Erst als das letztere grösstenteils vollzogen war (20. Juli), ersuchte der Rat den bereits recht bejahrten Schmiedober-

¹⁾ Sendschreiben der Stadt Schaffhausen an den Fürstabt von St. Gallen, vom 12. Juli 1658.

Hochw. Fürst, Gnädiger Herr!

Ewer. Fürstl. Gnaden seien unser ganz gutwillige Dienst, bereites Fleisses zuvor!

Wir haben unlängsten zu Befürderung desiderierter mehrer Richtigkeit in täglichem Ausgeben der Münzsorten eine gewisse Anzahl unserer also genannten Oertlinen oder 15-Kreuzer münzen und prägen lassen, welche auch, unsers Wissens, soviel den Halt und Schrot betrifft, gebührend und wohl ausgefallen, allein wegen der Ungleichheit am Gewicht aus Unfleiss und Unachtsame des neuen Münzmeisters etwas Mangels nach sich gezogen, so hernach die Ursach gewesen, dass sie sich anfangen zu stossen und etwas unwert worden. Wann dann wir nach Ehr und Standsgebühr einen solch ohngefährlichen vorgelaufenen Fehler zu remedieren uns angelegen sein lassen und daraufhin allbereit die Verordnung getan, dass die ungewichtigen von den gewichtigen in die Münz, dahin sie können geliefert werden, gesöndert und abgeschafft und hingegen die überbleibenden allzumal mit dem Zeichen eines Widderkopfs bezeichnet werden sollen, männiglich zur Nachricht, dass die, welche dies Zeichen haben, das rechte und erforderliche Gewicht bestehen.

Als ersuchen Ew. Fürstl. Gn. wir hiemit ganz dienstfreundnachbarlich, sie geruhen uns und unserm Stand zu Ehren gegen Dero angehörigen Untertanen aller Orten den gnäd. Befehl zu erteilen, dass ob angeregte bezeichnete Oertlin unter ihnen unweigerlich wiederum genommen und ausgegeben werden, allermassen andere benachbarte löbl Stände und Obrigkeiten, insonderheit die eidgenössische letzt zu Baden gemachter Erkenntnus nach ihresteihs auch tun werden. Wie nun hierinnen Ew. Fürstl. Gn. uns ein sonderbares hohes Gefallen und danknehmige Freundschaft erweisen, durch die zwischen den ihrigen und unsern florierende Commercias und gute Verständnus befördern, also wollen auch wir die verhoffende günstige Willfahr um dieselbe zu allen erscheinenden Occasionen hinwiederum dienstlich zu beschulden, nicht ermangeln, geliebt es Gott, dessen allgewaltigen Schutz wir Dieselbige samt uns heilwärtig anempfehlen.

Datum, den 12. Juli, anno 1658.

Burgermeister und Rat der Stadt Schaffhausen.

zunftmeister Tobias Wegerich, der vor Zeiten selber Münzmeister dort gewesen war, er möchte sich belieben lassen, soweit er Zeit dazu habe, nach der Münze ab und zu zu gehen und darnach zu sehen, dass zu anderwärtiger Klage kein fernerer Anlass gegeben werde.

Als die nachgestempelten Oertli wieder in den Verkehr kamen, erfand man sie nicht um vieles weniger ungleich im Gewicht, als vor dem die andern, und eine grosse Menge allzu leichter Stücke hatte der Münzmeister ebenfalls durch Stempelung als vollwertig bezeichnet.

Der Rat, in weitgehender Nachsicht, verwies dem Ammann dies bloss als „Unfleiss“. In Wirklichkeit aber hatte Ammann mit vorsätzlicher Absichtlichkeit gehandelt: wenn man die Gewichtsverhältnisse der zahlreich in den Schweizer Museen befindlichen gezeichneten Schaffhauser Oertlein mit dem der ungezeichneten vergleicht, dann stellt sich als unzweifelhaft heraus, dass der Münzmeister, anstatt dem erhaltenen Befehl gemäss die vollwertigen Stücke nachzustempeln und im Verkehr zu belassen, die geringeren aber einzuschmelzen, es im Gegenteil als seinen persönlichen Interessen entsprechender betrachtete, die übergewichtigen auszuwippen und in der Hauptsache solche Stücke zu stempeln, deren Gewicht noch etwas unter dem vorgeschriebenen war, aber auch nicht wenige solcher, denen viel zum Normalgewicht fehlte. Während also der Rat eine Verbesserung der betreffenden Münzsorte und eine durchschnittliche Steigerung von deren innerem Wert mit seiner gutgemeinten Anordnung bezweckte, bestand deren Gesamtwirkung im Gegenteil darin, das Durchschnittsgewicht der umlaufenden Gesamtmenge jener Oertli noch weiter zu verringern.

Dazu kommt ferner: Als in der Folge an eingewechselten untergewichtigen Fünfzehnern für 25 000 fl. vorrätig dalagen, befahl der Rat (21. Juli) sie wieder in den Tiegel zu werfen und zur nämlichen Sorte vollgewichtig zu vermünzen, dann die neuen Stücke ebenfalls mit dem Widderkopf zu zeichnen. Es ist nahezu sicher, dass Ammann, um sich Kosten und Mühe zu ersparen, vorgezogen hat, diese Stücke oder jedenfalls den grössern Teil davon, nicht umzumünzen, sondern einfach mit dem Nachstempel zu bedrucken.

VI.

All dies lässt es als sehr erklärlich erscheinen, wenn bereits den 14. Juli 1658 ein Ratsbefehl an die Burger und Burgerinnen von Schaffhausen die bedauerliche Tatsache festzustellen hatte, dass die gezeichneten sowohl als die ungezeichneten Oertlein allgemein in der Stadt verworfen wurden, daher wird unter abermaliger Drohung mit Geldstrafe und

Ratsungnade befohlen, dass man sie «ungespänt» voneinander nehmen solle.

Am Orte selbst, wie auswärts, fuhr man jedoch unbeirrt fort, ihre Annahme überhaupt oder jedenfalls zu 15 Kreuzern abzulehnen. Die übergrosse Menge der Übertreter jenes Münzedikts sicherte in Schaffhausen jedem einzelnen von ihnen die Straflosigkeit. Während der Rat von Zürich aufs neue krampfhaft Anstrengungen machte, die Schaffhauser Oertlein von sich und seinem Herrschaftsbereiche fernzuhalten, hatten nur an einigen wenigen Orten die erwähnten Beschwichtigungsschreiben des Schaffhauser Rats zeitweilig einen Erfolg.¹⁾

Die unaufhörlichen Münzwirren jener Jahrhunderte schafften vielen spekulativen Köpfen reichliche Gelegenheiten, erhebliche Gewinne zu machen, die mit den Strafgesetzen und der Volksmoral der Zeit in Widerspruch standen. Solches geschah auch bei diesem Anlass. Da die Kantone Zürich und Schaffhausen nur durch den Rhein getrennt aneinander grenzen und in dem ersteren damals die Schaffhauser Oertli auf 12, in dem letzteren aber auf 15 gute Kreuzer obrigkeitlich gewertet waren, so liess es sich kaum verhindern, dass die Grenzbewohner sich mit solchem Geld von dem zürcherischen Ort Feuerthalen aus über die Rheinbrücke nach dem gegenüberliegenden Schaffhausen begaben, die Münzen nach dem dort amtlich befohlenen Kurse verwerteten und dadurch einen mühelosen Gewinn von 25 % einheimsten.

Den Schaden, den die Schaffhauser Kaufleute und Handwerker dabei erlitten, wog der dadurch gesteigerte Export an Waren immerhin nicht auf. Die Schaffhauser Obrigkeit bedachte ernstlich, ob sie nicht jedem solchen Münzspekulanten, der erwischt würde, seinen Geldvorrat abnehmen und konfiszieren lassen wolle; sie stand aber im Hinblick auf die zu befürchtenden auswärtigen Verwicklungen davon ab.

Es war jedoch schwer, ein sonstiges Mittel gegen jenes der Stadt schädliche Treiben aufzufinden. Bürgermeister und Rat von Schaffhausen wussten in ihrer Verlegenheit auch kein anderes, als (15. Nov. 1658) einen gedruckten Aufruf an den «Ecken der Stadt» anschlagen zu lassen, der darüber jammert, dass die nachgestempelten Oertli «unziemlichen Gewinnes halben» immer mehr verworfen würden, obschon sie jetzt das richtige gleichmässige Gewicht hätten (!). Die frühere Straf-

¹⁾ Die Stadt Ueberlingen und der Graf Franz Karl von Fürstenberg scheinen die einzigen Gebietsnachbarn gewesen zu sein, die dem Ansuchen Schaffhausens nachkamen und öffentliche Befehle ergehen liessen, jene Münzsorte unweigerlich zu 15 Kr. anzunehmen und auszugeben. Der Rat von Konstanz zeigte immerhin etwas Entgegenkommen, indem er seinen Bürgern vorderhand freistellte, ob und wie sie jene Oertlein annehmen wollten; doch machte er der Schaffhauser Obrigkeit bemerklich, dass dieselben an vielen Orten «für suspekt» gehalten oder überhaupt zurückgewiesen würden.

drohung gegen Nichtannahme wurde zugleich wiederholt und auf alle in die Stadt kommenden Fremden ausgedehnt.

Gleichzeitig suchte Schaffhausen die Kantone Zürich und Bern zu einer Vereinbarung zu bestimmen, dass in den Gebieten der drei Stände künftig gegenseitig ihre Münzen «ohne alles Spähnen um mehrerer Freund- und Nachbarschaft willen» voneinander genommen und keinem von dem andern verrufen oder abgesetzt werden sollten. Da Schaffhausen aber nicht die Absicht hatte, sich in bezug auf den Gehalt seiner Münzen für die Zukunft zu binden, würden Bern und Zürich die Ordnung ihres Münzwesens preisgegeben haben, wenn sie auf dieses naive Ansinnen eingegangen wären.

Der Münzmeister Ammann scheint an einflussreichen Ratgliedern einen starken Rückhalt gehabt zu haben. Seine groben Ordnungswidrigkeiten waren ihm die Jahre her immer nur mit blossen Ermahnungen oder Verweisen geahndet worden. Er ging aber jetzt doch allzu weit und schlug für sich und andere Leute ohne Ratsermächtigung «schlechte gewerkichte Batzen», weshalb im Dezember 1659 der städtische Rat nicht mehr umhin konnte, ihn seines Amtes zu entlassen. Er hatte das Münzhaus binnen 4 Wochen zu räumen, 100 Mark Silbers (=400 fl. Schaffhauser Währung) zu erlegen und die gewerkichten Batzen wieder einzulösen.

In den unteren Volksschichten hatte sich Ammann durch seine pflichtwidrige Amtstätigkeit eine ziemliche Unbeliebtheit zugezogen: im Sommer 1660, als er eben im Begriffe stand, sich zu verheiraten, wurde ihm von böswilligen Händen nächtlicherweile sein neugemaltes Haus in der Webergasse auf das abscheulichste verunreinigt und verunehrt.

Es war übrigens durchaus nichts Ungewöhnliches, dass Münzmeister jener Zeiten sich in ihrem Amt in gleicher oder noch viel ärgerer Weise gemeinschädlich erwiesen. Jedenfalls bildeten diejenigen unter ihnen, welche gewissenhaft ihres Amtes walteten, noch im 17. Jahrhundert die Minderheit. Man fand sie in der Regel nur in wenigen grösseren und gut regierten Staatswesen, wo die ganze Staatsverwaltung und insbesondere das Münzwesen derart beaufsichtigt ward, dass Misstände leidlich ferngehalten wurden. Aber die kleinen Herrschaften und Städte mit Münzbetrieb unterliessen es meistens, über diesen die so sehr nötige Aufsicht auszuüben. Oft wurde eine solche nicht einmal angeordnet. Allerdings hatte man da nur selten Persönlichkeiten zur Verfügung, die fähig und bereit waren, eine solche an Unannehmlichkeiten reiche Aufsichtsstellung gehörig auszufüllen.

Nachdem im Mai 1659 ein letzter Posten von 2500 fl. unbezeichneter Oertli zu Batzen umgemünzt¹⁾ worden war, gab Schaffhausen dem immer heftiger werdenden Andrängen anderer Eidgenossen nach und stellte seinen offiziellen Münzbetrieb ein. Das war im In- und Ausland von günstiger Wirkung auf den Ruf und Kredit der Schaffhauser Münzen: den andern eidgenössischen Regierungen war es vor allem darum zu tun gewesen, dass deren Quelle zu fließen aufhöre, und als dies geschah, hörten allmählich auch die auswärtigen obrigkeitlichen Verurteilungen darüber auf und die bis dahin ergangenen gerieten rasch in Vergessenheit, wie dies überhaupt bei allen Münzverordnungen jener Zeit, schon deren übergrossen Menge halber, allgemein der Fall war. Auch den Bevölkerungen, besonders der nächsten Nachbarlandstriche, fielen jene Münzen bald nicht mehr gar so lästig, denn es erfolgte kein Nachschub und sie flossen grossenteils ab, indem sie sich über Süddeutschland und andere Länder verbreiteten.

Weiter tauchten jetzt zahlreiche andere Münzsorten auf, gegen deren Eindringen oder überhohe Bewertung man sich zu wehren hatte, namentlich die österreichischen Kriegsprägungen seit 1660, dann die Münzen des sächsisch-brandenburgischen sogen. Zinna'schen Fusses seit 1667.

Aus all diesen Ursachen dämpfte sich in verhältnismässig kurzer Zeit der gegen die Schaffhauser Oertli entstandene Sturm und zwar derart, dass nicht bloss auswärts, sondern auch in Schaffhausen selbst allmählich die Erinnerung an das Vorgefallene und an den Zweck des stattgefundenen Nachstempeln erlosch und die Unterscheidung zwischen den so gezeichneten und den andern Exemplaren ganz aufhörte.

Die Mängel, welche die Schaffhauser Batzen und Oertli in Bezug auf den Silbergehalt tatsächlich hatten, machten auswärts, solange diese Münzen nicht mehr in grossen Massen auftraten, vorderhand keine Sorgen weiter und innerhalb ihres Heimatkantons waren sie ja gesetzliches Währungsgeld. Die Oertli wurden fast überall wieder zu 15 g. Kreuzer gäng und geb, selbst in St. Gallen und Appenzell, welche Orte doch seinerzeit das Signal zu ihrer Beanstandung gegeben hatten.

VII.

Nach all' diesem schien die Angelegenheit mit den Schaffhauser Oertlein endgiltig beseitigt und begraben zu sein. Wer konnte denken, dass es fast zwanzig Jahre nachher aufs neue darüber zu noch ernsteren Streitigkeiten und Verwirrungen kommen würde!

¹⁾ Zuvor, den 30. September 1658, hatte der Rat seine Seckelherren ermächtigt, ausländische Goldmünzen zu Dukaten und vorhandenes Silbergeschirr zu Batzen, Zweipfennigern und Pfennigen ausmünzen zu lassen.

Joseph Gilli (Gilgi), ein junger Münztechniker und Bürger in Luzern, machte zu Anfang des Jahres 1672 der Regierung daselbst den Vorschlag, er wolle ihr ein grobes Silbergeld herstellen, das ihr alljährlich einen bedeutenden Gewinn abwerfen und dennoch gerecht und allerorten gut gangbar sein solle.¹⁾

Die Luzerner Behörde wusste ganz gut, dass man bei den damaligen Preisen des Rohsilbers Schwierigkeit hatte, um nur ohne Schaden, geschweige denn mit einigem Nutzen, gute, vollwichtige Grossmünze zu prägen. Sie wies daher das Angebot als schwindelhaft zurück, legte jedoch dem Gilli nichts in den Weg, sein Glück anderwärts zu versuchen.

Günstigere Aufnahme fand der Projektentwerfer in Schwyz, wo er alsbald zum Münzmeister bestellt wurde.²⁾ Bereits im Sommer des gleichen Jahres war Gilli dort eifrig beschäftigt, gutes, vollwertiges Hartgeld in unterwertige Oertli umzumünzen und damit das Land zu überschwemmen.³⁾ Ihr Münzfuss war ungefähr der gleiche wie derjenige der vor Jahren von Zürich und Schaffhausen ausgegangenen Oertli. Ausgegeben wurden sie ebenfalls zu demselben Kurs wie diese, nämlich zu einem Viertel des guten Guldens = 15 Kr. oder 12½ Luzerner bzw. 10 Züricher Schilling.

Luzern, das als der nächste Angrenzer und hauptsächlichste Marktort von Schwyz dem Andrang der neuen Münzsorte besonders ausgesetzt war, liess schon im September 1672 in der Stille in seinem Kaufhaus davor warnen unter dem Anfügen, es sei niemand verbunden, solche anzunehmen. Das erbitterte die Schwyzer Regierung derart, dass sie ihren sämtlichen Angehörigen unter der Hand den Besuch der Märkte von Luzern untersagen liess. Dieses seinerseits ging nun einen Schritt weiter und verbot (12. Dezember) für seine Stadt und Landschaft die Schwyzer Oertli vollständig, gleichviel zu welchem Kurse. Als Grund gab es an, dass die spanischen Taler, welche die Schwyzer Münzstatt mit Vorliebe zu ihren Oertli umschmelzte, gegen diese bereits mit 1 Batzen Agio aufgekauft würden und dass Schwyz alles Abmahnen ungeachtet immer noch fortfahre, diese schlechten Oertli über die Nachbarländer auszugliessen.

¹⁾ Gilli wollte nämlich 40 $\frac{z}{2}$ und 20 $\frac{z}{2}$ Schillingsstücke (= 1 und ½ Luzerner Gulden) münzen und führte weitläufig aus, welche grosse Summe am Arbeitslohn und am Kupfer erspart würde, wenn man, anstatt einzelne Schillinge anzufertigen, grössere Münzstücke erzeuge. Dadurch suchte er schlauer Weise die Aufmerksamkeit von dem Umstand abzulenken, dass sein Vorschlag auf eine starke Münzverschlechterung, d. h. auf nichts anderes hinauslief, als für jene Gulden $\frac{z}{2}$ und Halbguldenstücke zu einem leichten Scheidemünzfuss überzugehen, nämlich dem der Schillinge, von denen 20–23 fl. auf die feine Mark Silber gingen (Ratsprotokolle und Münzakten des Staatsarchivs Luzern).

²⁾ Wie die Bedingungen lauteten, welche die Herren von Schwyz mit Gilli verabredeten, darüber konnte ich in dem Schwyzer Staatsarchiv nichts auffinden. In diesem war mir überhaupt über den Schwyzer Münzbetrieb nur ganz wenig Schriftliches zu entdecken möglich.

³⁾ Staatsarchiv Luzern, Münzakten; Eidgenössische Abschiede, Band VI, 1. S. 1822.

Andere Kantone trafen ebenfalls Schutzmassregeln. Zürich ersuchte Schwyz (den 23. Nov.), Vorsehung zu tun, «dass solch üwer geringhältiges Geld in unser Stadt und Land nicht weiters ausgegeben werde».¹⁾ Da keine Zusage erfolgte, schrieb Zürich den 5. Dezember zurück, es habe jene Oertlein vorerst auf 8 Züricher Schillinge (= 12 Kr.) herabgesetzt, würde aber genötigt sein, sie ganz zu verbieten, falls solche in grosser, überflüssiger Menge nach Zürich gebracht würden. Zürich befand sich übrigens in dieser Sache in einer etwas schwierigen Lage, denn es hatte ja seinerzeit mit dem Prägen solcher minderwertigen Oertli selber den Anfang gemacht. Von verschiedenen andern Seiten bestürmte man Schwyz ebenfalls mit beweglichen Bitten und wohlmeinenden Warnungen, es möchte doch endlich von seinem landschädlichen Münzprägen ablassen.

All dies prallte wirkungslos an dem Starrsinn der Schwyzer ab, sie liessen es geschehen, dass ihr Münzmeister nicht allein seine bisherigen Prägungen emsig fortsetzte, ja seine Oertli im inneren Gehalt schlechter und im Gewicht ungleich machte, daneben auch anfang, Schillinge zu münzen, deren Unwert schon äusserlich an der Farbe erkennbar war.

Auf einer den 1. März 1673 in Zug in der Sache abgehaltenen Zusammenkunft erklärten die Schwyzer Bevollmächtigten, ihr Münzmeister sei nun darauf beeidigt, «probehaltige» Münze zu liefern und keine groben Sorten einzuschmelzen, was aber Gilli weder in der einen, noch in der andern Beziehung befolgte, zumal man zu Schwyz unter probehaltig nur verstanden wissen wollte, dass die Oertli mindestens gleich gut wie die züricherischen und schaffhauserischen seien. Demgemäss verlangte Schwyz fortwährend Konferenzen, auf denen diese drei Sorten probiert werden sollten, was die beteiligten andern Stände mit Recht als überflüssig ansahen.

Auf die vielen Zuschriften, die von andern Eidgenossen der Oertlein halber an Schwyz ergingen, gab dieses entweder gar keine Antwort, oder es beharrte auf der längst widerlegten Behauptung, seine Oertli seien gerecht und gut, und es stellte sich, als ob man ihm mit deren Verrufung das grösste Unrecht antue. Die Mahnungen, Schwyz möge doch die Behauptungen seines Münzmeisters nicht so unbesehen für wahr annehmen, waren in den Wind gesprochen. Das Frontmachen der andern Eidgenossen gegen den gemeinschädlichen Missbrauch des Münzregals durch Schwyz, erklärte dieses für eine böswillige Beeinträchtigung der Gerechtsame, die es von seinen in Gott ruhenden lieben Vorfahren überkommen; Schwyz werde diesen Gerechtsamen nichts nachgeben, sondern sie gebrauchen und ungeschmälert auf die Nachkommen vererben.

Die Münzgerechtsame von Schwyz zu beeinträchtigen, das war keinem der eidgenössischen Stände in den Sinn gekommen. Mit gutem

¹⁾ Eidg. Abschiede VI, 1. Seite 1822.

Grund konnten im Gegenteil diese sich beklagen, dass Schwyz sie durch die Überschwemmung mit seinen schlechten neuen Münzen in ihrem Münzrechte beeinträchtigte, sowie deren Münzwährungen, sofern nicht rasch vorgebeugt werde, in Verwirrung und Verschlechterung bringe und hiedurch diese Stände in ihrer inneren staatlichen Sicherheit gefährde.

Wenn insbesondere Luzern sich beharrlich dagegen wehrte, dass jene und andere bei der Ausgabe übermässig hoch tarifierte Münzsorten in sein Stadt- und Landgebiet sich eindrängten, so beruhte das vor allem auf den Erfahrungen, die der Bauernkrieg von 1653 gezeitigt hatte. Hätte Luzern zu der jedenfalls notwendig werdenden Verbotung oder Wertherabsetzung der Schwyzer Oertli erst dann gegriffen, wenn sein Kanton bereits damit angefüllt war, das würde unfehlbar deren zeitweilige inländische Besitzer geschädigt und Missvergnügen und Aufregung im Land erzeugt haben.

Von Interesse wäre es, zu erfahren, wie viel, oder ob überhaupt etwas von dem Ertrag dieses Oertleinprägens in das schwyzerische Landes-seckelamt geflossen ist. Das damalige Rechnungswesen desselben ist übrigens von der Art, dass es eines erheblichen Zeitaufwands bedarf, um dies festzustellen. Als wahrscheinlich lässt sich vermuten, dass das Wenige, was als Münzpacht- oder Schlagschatzgeld anfiel, nicht den Landesfinanzen zugut gekommen ist, sondern unter die Gesamtheit der Bürgerschaft ausgeteilt wurde. Es war in Schwyz ein besonderer Landleuteseckelmeister aufgestellt,¹⁾ der diejenigen öffentlichen Gelder, die man zur Verteilung unter die Bürger bestimmte, zu verwalten und auszuteilen hatte.

Schwyz verfuhr in diesem Einzelfall überhaupt nicht anders, als es sonst von dem Anfang des 17. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts sich unausgesetzt in Münzsachen verhalten hat, d. h. der Gewinn aus seinem Münzbetrieb wanderte zum weitaus grössten Teil in die Taschen der Münzpächter und derjenigen schwyzerischen Würdenträger, die jenen Pächtern Vorschub leisteten. Es war nichts Ungewöhnliches, dass andere Regierungen derjenigen von Schwyz unverblümt zu verstehen gaben, das Schwyzer Münzwesen stehe unter dem Banne von Privatinteressen. Was nun unsern Münzmeister Gilli anbelangt, so musste dieser nach den Erklärungen der Luzerner und Züricher Münzsachverständigen mit seinem Oertlimünzen grosse Reichtümer erworben haben und mit diesem mag es ihm leicht geworden sein, die massgebenden Häupter der Regierung zu seinen Gunsten zu stimmen.

¹⁾ H. J. Leu: Helvetisches Lexikon, Bd. 16, S. 622. — Schon 1580 warnte Luzern auf einer Konferenz der V katholischen Orte davor, die in den Landesseckel gehörenden Gelder unter den gemeinen Mann auszuteilen. Denn dadurch entblösse man sich, während die (reformierte) Gegenpartei sich auf alle Weise versehe und stärke. Eidg. Absch. IV, 2 unterm 16. Februar 1580.

VIII.

Im November 1674 liess Luzern seine Staatsangehörigen vor den neuerdings anstürmenden Schwyzer Oertli warnen und deren Verbot erneuern. Im Februar 1677 erklärte der Luzerner Rat, das allerletzte Mittel, um fernem Schaden aus dieser Münzsorte vorzubeugen, sei, dieselbe auf ihren wahren Wert herunterzusetzen. Dieses Mittel war freilich ein zweischneidiges: die Oertli wurden damit zugleich für gangbar erklärt. Fünf Jahre und länger hatten die eidgenössischen Tagsatzungen, wie verschiedene einzelne Kantone sich bemüht, Schwyz zum Einstellen seines Oertliprägens zu bewegen. Den Luzerner Münzakten zufolge dauerte dieses aber noch im Jahre 1677 (wohl mit zurückgesetzter Jahreszahl) fort.

Inzwischen hatten die fortwährenden Verrufungen den Absatz und Umlaufkreis der Schwyzer Oertli mehr und mehr eingeengt. Im Zusammenhang hiemit konnte es nicht anders sein, als dass die eigene Bevölkerung des Kantons Schwyz selber unter dem Übermass seiner Oertli zu leiden hatte. Auch die Beschaffung des erforderlichen Prägesilbers war der Münzstätte Schwyz auswärts nach Kräften erschwert und verteuert worden. Zürich insbesondere und zwar ausgesprochenermassen gerade zu diesem Zwecke, hatte den Silberkauf innerhalb seiner Gebietsgrenzen im Sept. 1675 neuerdings zu einem staatlichen Monopol erklärt.

Alle diese Umstände verringerten je länger je mehr den Gewinn aus der Schwyzer Münzindustrie und mussten in nicht ferner Zeit von selber eine Wendung herbeiführen. Bevor jedoch dieses geschah, traten neue Ereignisse ein, welche die Sachlage noch mehr verwickelten.

Angesichts verschiedener Tagsatzungsbeschlüsse, wonach alles Münzprägen vorderhand eingestellt werden sollte, hatte Zürich im Januar 1676, Schaffhausen früher schon erklärt, selber wieder münzen zu wollen, wenn Schwyz nicht aufhöre. Da dieses trotzdem damit fortfuhr, begann in der Tat Schaffhausen im Herbst 1676, Zürich im Februar 1677 ebenfalls wieder Münzen zu prägen, freilich in Widerspruch mit den jahrelangen eigenen Bestrebungen.

Der Öffentlichkeit gegenüber suchte Zürich sein Verfahren durch die Erklärung zu rechtfertigen, es präge jetzt selber neue Oertli, um mit diesen die schwyzerischen von sich abzuhalten. Als ob das auf diese Art hätte erreicht werden können! Schaffhausen, unter nachdrücklicher Betonung seiner unbeschränkten Souveränität, entschuldigte sein Vorgehen mit der Behauptung, es präge seine Oertli zum Abtreiben der schädlich einreisenden Reichsmünze.

Die wahren Beweggründe waren beiderseits anderer Art: Zürich verfolgte dabei die merkwürdige, aber mit seinem späteren Verhalten ganz im Einklang stehende Absicht, die Münzverwirrung zu steigern, um da

durch die andern Stände zu einem energischen Eingreifen gegen dieselbe mit fortzureissen.

Das Vorgehen Schaffhausens dagegen hatte mit Zürichs feiner politischer Berechnung nichts zu schaffen: auf der Tagsatzung hatten die Schaffhauser Ehrengesandten viel von den grossen Gewinnen reden hören, die mit dem Oertliprägen gemacht würden. Der Wunsch, einen solchen befruchtenden Geldstrom nach Schaffhausen zu leiten, war der Vater des neuen Münzprojekts. Dieses setzte im Rat der damalige Stadtseckelmeister Tobias Holländer durch; allerdings war eine starke Minderheit¹⁾ dagegen.

Im August 1676 lässt in Schaffhausen der Rat sein von der Wasserkraft des Rheines getriebenes Silberstreckwerk wieder in gebrauchsfähigen Zustand setzen und im Oktober stellte er, da seit langer Zeit das Amt eines städtischen Münzmeisters unbesetzt war, einen solchen auf in der Person des dortigen Goldschmieds Felix Haimlicher. Diesem wird feierlich auferlegt, «in seinem Amt der Stadt Schaffhausen Ehre und Ruhm bestens zu beobachten» . . . «die zu prägenden Münzsorten, nämlich Oertlein und Batzen, auf den hiebevorigen Schrot einzurichten» «dazu ihm Gott der Allerdienlichste gute Gesundheit und seinen väterlichen Segen gnädigst verleihen wolle». Als unmittelbare Vorgesetzte wurden dem Münzmeister die Seckelherren, in erster Linie jener Tobias Holländer bestellt.

Die Schaffhauser Oertli, die jetzt das Licht der Welt erblickten, waren, ebenso wie die neuen Züricher, im allgemeinen nicht besser und nicht schlechter als die früheren und als die von Schwyz. Die schaffhausischen dieser Zeit unterscheiden sich von den älteren dadurch, dass sie keine Jahrzahl und die Wertangabe in römischen Ziffern (XV) tragen.

Der Züricher Obrigkeit waren die neuen Schaffhauser Oertli ein ebenso grosses Ärgernis wie die schwyzerischen. Sie liess den 10. Jan. 1678 in allen Spinnstuben, Metzigen, Mühlen, dem Kornhaus, sowie in den Vogteien vor ihrer Annahme warnen mit dem Beifügen, es stehe ein allgemeines Verbot derselben bevor.

Zugleich ersuchte Zürich den Schaffhauser Rat wiederholt, er möchte doch sein unnütziges Münzen unterlassen, andernfalls sei Zürich genötigt, bei der nächsten eidgenössischen Tagsatzung sich bereit zu erklären, seine, die Züricher «schon vor vielen Jahren gemachten» Oertli bar zum Nennwert einzulösen und ferner auszusprechen, es werde nicht übel aufnehmen, wenn dieselben allerorten verrufen würden; alles dies ausgesprochenemassen zu dem Ende, damit diejenigen andern eidgenössischen Stände, welche dieselben Münzen zu erzeugen fortfahren (also

¹⁾ Carl Stockar: in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, Heft 3, Schaffhausen 1874.

Schaffhausen und Schwyz), die nämliche notwendige Anordnung sich ebenfalls gefallen lassen müssten.

Da auf katholischer Seite Luzern ebenfalls nachdrücklich dafür eintrat, wurde in der Tat erreicht, dass im Februar 1678 auf der Tagsatzung die Vertreter von Schwyz und Schaffhausen nicht umhin konnten, den in betreff des Münzens gefassten einstimmigen Beschlüssen¹⁾ zuzustimmen, die dahin gingen, dass

1. alles Münzen, insbesondere von Oertlein, einzustellen sei. Diese Verpflichtung einzugehen, hatte für Schaffhausen sowohl als für Schwyz keine Schwierigkeit mehr, denn in beiden Ländern waren jetzt ohnehin die Gründe weggefallen, die dort zum Münzen der Oertli geführt hatten. In Schwyz, wie bereits ausgeführt, kamen die privaten Münzinteressenten zu der Überzeugung, dass dabei vorderhand kein Nutzen mehr zu erholen sei und für Schaffhausen ergab die Rechnung anstatt der erhofften grossen Gewinne einen Verlust für die Stadtkasse, weil man sich fast alle erforderlichen Münzeinrichtungen wieder neu hatte schaffen müssen und die Personen, die man für die Münztechnik zur Verfügung hatte, darin keine genügende Erfahrung besaßen. Die Menge der damals in Schaffhausen erzeugten Oertli blieb daher eine mässige.

2. Kam man auf jener Tagsatzung im Februar 1678 einstimmig überein, den Oertlein von Zürich, Schwyz und Schaffhausen in der ganzen Eidgenossenschaft wieder den freien Umlauf zu gestatten und zwar ausserhalb ihres Heimatkantons zu 11 Luzerner Schilling (= 13¹/₅ Kr.); dagegen blieb jedem dieser drei Stände unbenommen, die seinen im eigenen Gebiet zum Nennwert (also zu 12¹/₂ Luzerner Schilling) gelten zu lassen.

Für Schwyz und Schaffhausen bot dieses Abkommen den nicht zu unterschätzenden Vorteil, dass sie dem ihnen so nachteiligen Rückfluten der Oertli nach ihrer Heimat Einhalt tun konnten. Sie brauchten bloss den Kurswert von 11 Luzerner Schilling ebenfalls in ihren Gebieten einzuführen. Wenn dies ohne Zögern geschah, dann blieb ein grosser Teil der Verluste aus dem Kurssturz derselben auf der Bevölkerung anderer Kantone liegen.

Schwyz übrigens war weit entfernt, dieses Entgegenkommen der anderen Stände dankbar anzuerkennen. Seine Gesandten liessen vielmehr auf Tagsatzungen und Konferenzen Äusserungen des Grolles über den Verlauf jener Angelegenheit fallen, so namentlich, dass Schwyz sich vorbehalten, die seiner Münze widerfahrene Behandlung auch gegen die Münzen anderer Orte in Anwendung zu bringen (s. u. a. Sammlung der eidg. Abschiede VI, 1, S. 1075). Sie wiederholten dabei bis zum Über-

¹⁾ Eidg. Absch. VI, 1, S. 1071 u. Schaffhauser Akten.

druss die Behauptung, ihre Oertli seien gleich gut wie die Münzen anderer Stände. Solche waren, wie oben ausgeführt, einzelnen derselben zwar gleich, aber gleich *schlecht*.

3. Auf der mehrerwähnten Tagsatzung gab Zürich die Erklärung ab: damit sich niemand über Benachteiligung zu beklagen habe, werde es bis zum Ablauf des Jahres auf Verlangen jederzeit seine Oertlein zum Nennwert gegen gute grobe Sorten umwechseln. Für Schaffhausen sagte sein Gesandter, der schon erwähnte Tobias Holländer, dergestalt in die Enge getrieben, notgedrungen das gleiche zu wie Zürich, obwohl er dazu keine Ermächtigung besass. Er hatte keine Ahnung, was daraus entstehen werde. Schwyz erklärte sich wenigstens bereit, seine Oertli «um Waren, Uhrten (Gasthauszechen) und Schulden» für voll anzunehmen, da es solche auch um Waren ausgegeben habe.

Zürich war entschlossen, aus seinem Stadt- und Landgebiet die fremden Oertlein gänzlich auszutreiben und liess jetzt die dort vorhandenen schaffhausischen einwechseln und zwar, soweit es kleinere Pöstchen waren, durch die Wechselstuben und einige Zünfte. Als in kurzer Zeit etwa für 10 000 fl. davon beisammen waren, tat man dies (2. April) den Herren von Schaffhausen zu wissen mit dem Begehren, diese Summe verabschiedetermassen gegen gutes Geld umzutauschen. Denjenigen, welche grosse Posten dieser Oertlein besaßen, war überlassen worden, solche selber zur Umwechslung nach Schaffhausen zu verbringen.

Jedoch die Regierung dort verweigerte die Einlösung durchweg und erklärte Zürichs Verfahren für unbillig, unnachbarschaftlich und der Eides- und Religionsgemeinschaft zuwider. Holländer suchte sich auszureden, er habe bei der genannten Tagsatzung eine Bereitwilligkeit Schaffhausens zur Einwechslung einzig in betreff der jüngst neu geprägten Oertlein erklärt, nicht aber für die «nun an die zwanzig Jahre in und ausserhalb der Eidgenossenschaft ohne Tadel und Klage (!) in richtigem Gang geloffenen Schaffhauser alte Oertlein».

Dieser einschränkenden Auslegung, die sich der Rat von Schaffhausen bereitwillig aneignete, wurde von den andern Teilnehmern jener Tagsatzung nachdrücklich widersprochen. Zürich brachte den Fall vor seinen Grossrat. Dieser war damit einverstanden, dass man, um die Schaffhauser Oertlein, die neuen und die alten, aus Stadt und Gebiet fortzuschaffen, die Kapitalien, welche Bürger und andere Angehörige Schaffhausens innerhalb der Züricher Botmässigkeit stehen hatten, aufkünden und mit eben diesen Münzen heimzahlen solle. Zu dem Ende ward den drei Zünften von Constabel, Safran und Meisen, die sich an der Einwechslung beteiligt hatten, freigestellt, «die besten Briefe, so die von Schaffhausen in unserer gn. Herren Gebiet haben, an sich zu lösen».

Die Bestürzung der Schaffhauser Herren hierüber war nicht gering. Sie gaben ihr Ausdruck in heftigen Vorwürfen gegen den Züricher Rat, der ihnen indessen zu Gemüt führte, wie Zürich seinerseits Ursache hätte, über Schaffhausen sich zu beklagen, welches «die süsse Nachbarschaft bekränke, indem es vielfachen Abschieden zuwider münze und dabei auf einen Nutzen von 15 bis 18 Prozent ausgehe». Und als es in Zürich ruchbar wurde, dass Schaffhauser Bürgersleute in den Züricher ländlichen Herrschaften ungute Reden über diese Massregel geführt hatten, ward den Landvögten befohlen, allerorten fleissige Aufsicht zu bestellen, damit solche Schmähstüchtige gefänglich eingezogen und nach Zürich gebracht würden.

Dem Plane Zürichs würde Schaffhausen die Spitze abgebrochen haben, wenn es alsbald den Kurswert seiner Oertlein auf den Betrag herabgesetzt hätte, wie er nach dem Tagsatzungsbeschluss in den anderen Kantonen galt, nämlich auf 11 Luzerner Schillinge. Allein der Rat vermochte sich dazu nicht zu entschliessen, weil er befürchtete, die Schaffhauser Bürger- und Untertanenschaft werde durch den daraus entspringenden Schaden in gefährliche Aufregung geraten.

Inzwischen wurde die erklärliche Abneigung der Schaffhauser Einwohner, die einheimischen Oertlein in Zahlung anzunehmen, grösser und grösser und brachte unleidliche Geschäftsstockungen mit sich. Man suchte diese (im April und Juni) durch obrigkeitliche Aufforderungen zu bekämpfen und verbot bei hoher Strafe und Ratsungnade, die Oertlein zurückzuweisen. Das half gar nichts, im Gegenteil! Denn während nach einer 1673 abgegebenen Erklärung der Obrigkeit von Schaffhausen sich damals schon die von ihr 1656–58 geprägten Oertlein von da fast ganz verzogen hatten, zum Teil in weite Ferne, bis nach Polen hinein, füllte sich jetzt merkwürdig rasch die Stadt und ihr kleines Landgebiet mit diesen vom Ausland wieder dahin abgeschobenen Münzen, weil sie sich da zum höchsten Kurs anbringen liessen.

Gegen Ende des Jahres 1678 wurde bekannt, dass die Züricher Herren weitere Schaffhauser Kapitalien abzulösen und sie ebenfalls in der genannten Münzsorte heimzuzahlen beabsichtigten. Es musste sich daher, wenn auch höchst ungerne, der Schaffhauser Rat den 6. Januar 1679 entschliessen, seine Oertlein, neue und alte, gestempelte und ungestempelte, auf den in den andern Kantonen angenommenen Kurswert von 11 Luzerner Schilling = $13\frac{1}{5}$ kr. ebenfalls herabzusetzen.

Man wollte indessen um jeden Preis vermeiden, dass die Bürgerschaft, die wegen des bisherigen Verlaufs der Sache ohnehin schwierig geworden war, weiteren Anlass zu Missvergnügen bekäme, zumal seit dem vorangegangenen Jahr dort ein Ausschuss tätig war, der für die

Abstellung der in der Staatsverwaltung zutage getretenen schweren Übelstände Vorschläge zu machen hatte. Der Rat liess darum seinen Bürgern, und nur diesen, die genannten Münzen zum vollen Wert abwechseln. Allein die Einlösungsfrist umfasste von der Beschlussfassung an nur den Rest des Tages und den darauf folgenden Vormittag, um Schiebungen von Seiten der Fremden fernzuhalten. An die zwei Jahrzehnte zuvor festgesetzte und niemals offen zurückgenommene Ungültigerklärung der ungestempelten Oertlein von 1656/58 zu erinnern, hütete sich der Rat auch bei dieser Gelegenheit sorgfältig.

Trotz der über die Massen knappen Frist kamen für 39 500 fl. in schaffhausischen Oertlein, neuen und alten, nachgestempelten und anderen, zur Einlösung. Man deckte diese alsbald theils mit den im städtischen Schatzgewölbe liegenden französischen Pensionsgeldern und einem von der Stadt Genf soeben heimgezählten Schuldkapital von 4000 Sonnenkronen, theils mit 16 000 fl., die man zu diesem Zweck in der Geschwindigkeit von Bürgern entlehnte.

Noch mehrere Jahre hindurch bemühten sich Schwyz und Schaffhausen, allerdings vergeblich, die anderen Eidgenossen zu bewegen, dass jene Oertlein allgemein wieder auf den vollen Nennwert von 15 Kreuzern gesetzt würden. Der Beweggrund war aber nur ein finanzieller, jedenfalls was Schaffhausen anbelangt. Hier hatte man die Masse jener Schaffhauser Oertlein, die sich in dem geheimen Schatzgewölbe, sowie bei dem Seckelamt angesammelt hatten, einstweilen dort liegen lassen, in der Hoffnung, sie schliesslich doch für voll nach auswärts abschieben zu können. Als nach ein paar Jahren diese Aussicht geschwunden war, setzte man sie zu 11 Luzerner Schilling wieder in Umlauf, theils auf der Zurzacher Messe, theils sonst an Auswärtige. Man konnte sich, der Kosten halber, nicht entschliessen, diese Münzen, die Ursache so vieler Verdriesslichkeiten, lieber durch Einschmelzen ganz aus der Welt zu schaffen. Sie und die Schwyzer und Züricher Oertli liefen noch mehr als 80 Jahre weiter um. Münzmandate von Bern, Luzern u. s. f. aus den 1750er Jahren erwähnen sie unter dem Namen Elfschillinger. Von da an aber verschwanden sie: der inzwischen stark verringerte Münzfuss bewirkte, dass man diese Münzen nunmehr mit Vorteil einschmelzen konnte. Bei dem grossen Münzabruf von 1850¹⁾ zeigten sich fast gar keine derselben mehr.

Auch im Lande Schwyz endigte diese Münzangelegenheit mit einer schweren Schlappe der Regierung. Den privaten Missbrauch, den dort

¹⁾ H. Custer: Die Gewichte, Gehalte und Werte der alten schweizerischen Münzen. 1854.

einzelne Regierungshäupter mit dem staatlichen Münzregal trieben, hatte die ganze Bevölkerung zu büßen.

Infolge der vielen auswärtigen Verbote und Abschätzungen waren allmählich die Oertli von Schwyz ausserhalb ihrer Heimat teils gar nicht, teils nur mit Verlust anzubringen und wurden darum massenhaft dahin zurückgeschoben. Selbst dort wurden sie in Bälde unwert und gemieden, so dass den 6. März 1677 der dreifache Landrat in seiner Verlegenheit so weit ging, es in den freien Willen eines jeden zu stellen, ob er die Schwyzer Oertli in Zahlung annehmen wolle.¹⁾

Drei Wochen nachher ging man wieder davon ab und es verordnete der gesessene Landrat, dass unterdessen, bis eine zum Zweck der Probierung der Oertli beantragte Münzkonferenz stattgefunden haben werde, die schwyzerischen «in unserem Lande und Botmässigkeiten von einander genommen werden sollen.»

Mit jenem immerhin lästigen Zustande scheint man zu Schwyz sich von da an ein Jahr lang abgefunden zu haben. Nun warnten Luzern und Zürich im Januar 1678 ihre Angehörigen aufs neue vor den Schwyzer Oertli und im Februar erfolgte dann der öfters berührte Tagsatzungsbeschluss. Da die Schwyzer Herren (gleich denen von Schaffhausen) sich einbildeten, allem zum Trotz ihre Oertli auf dem Nennwert halten zu können, obwohl jetzt diese sonst allerorten niedriger standen, liess sich die Spekulation natürlich die günstige Gelegenheit nicht entgehen, jene Münzen aufzusammeln und mit Gewinn ins Land Schwyz hereinzuschaffen, wo nun «der Schwall und Andrang» davon ein unerträglicher wurde.

Man meinte, mit Zwangsmassregeln der Sache Herr zu werden: Den 11. März 1678 beschloss ein dreifacher Landrat: Gewerbsleuten, die die Oertlein nicht zu vier Schwyzer Batzen annehmen, solle «der Gewirb abgeschlagen werden» und den Gersauern und den fremden Kaufleuten solle für solchen Fall «der Markt und Kauf abgeschlagen sein». Ganz in der

¹⁾ Der seltsam geschraubte Ausdruck lautet wörtlich: «Wegen der Oertlinen und Schillingen, weilen solche bei Zürich und Luzern abgerufen, ist abgefasset, dass man in unserem Land solche Orten bis auf weitere Disposition Unserer gn. Herren von einander annehmen solle, *jedoch wo es mit Willen gehet.*»

Die Angelegenheit war für die Schwyzer Regierungshäupter ein recht wunder Punkt, an dem sie nicht gern rühren liessen: der Züricher Bürger Bernhard Wüst fragte 1677 in Einsiedeln harmlos geschwäteweise einen Bekannten, ob es wahr sei, dass die Herren von Schwyz den Stempel ihrer Oertlin dem Grafen von Montfort um ein Gewisses geliehen hätten und dieser den Juden? Darüber fühlten die Herren der Schwyzer Regierung sich dermassen gekränkt, dass sie den Wüst vor sich luden und zu 100 g. Gulden Busse, an den Landesseckelmeister zu bezahlen, verurteilten. Ausserdem musste Wüst diesem zu Einsiedeln «Reparation erstatten». Dabei ward noch angedeutet, es sei eine von dem Rat von Zürich für den Wüst eingelegte Fürbitte strafmildernd berücksichtigt worden.

Ordnung war es im übrigen, dass man weiter beschloss, es solle ohne Landsgemeindeerkenntnis nicht ferner gemünzt werden.

Jene Strafandrohungen erwiesen sich rasch als wirkungslos. Die Münzverwirrung im Lande Schwyz wurde immer ärger, namentlich an den Landesgrenzen ereignete sich «allerhand Unwillen und Beschwerde», wie der Landrat sich ausdrückte. Dieser machte den 13. April 1678 noch einen seiner vergeblichen Versuche, Zürich und andere Stände durch Drohung mit Vergeltungsmassregeln zum Nachgeben zu zwingen, sah sich aber gleichzeitig genötigt, zu verkünden, es möge vorderhand «jeder schauen, wie er solche Oertlein annehmen und wieder begeben könne». Es solle auch niemand gemüset (gezwungen) werden, solche anzunehmen. Dieses sei auch den Untertanen wissend zu machen. Das war die Proklamierung der Münzanarchie und ein öffentliches Eingeständnis der Ohnmacht der Regierung, darüber Herr zu werden. Im übrigen wollte der Landrat die Sache an die Inhaberin der höchsten Gewalt, die Landsgemeinde, bringen, die den 24. April zusammenkam.

Es scheint nicht, dass diese einen besseren Weg, um aus der Wirrnis herauszukommen, fand, aber es setzte sich bald auch in Schwyz für alle Oertli tatsächlich der in der ganzen Eidgenossenschaft allgemein angenommene Kurswert durch, bei dem sie fast 80 Jahre lang blieben.

Das Vorgehen Zürichs hat immerhin einigermaßen erzieherisch gewirkt. Es brachte denjenigen Kantonen, die zu Finanzzwecken münzten, den Satz zum Bewusstsein: was du nicht willst, dass man dir tu', das füg' auch keinem andern zu. In Schaffhausen hat sich zwar bei mehreren spätern Gelegenheiten die Lust geregt, aufs neue in solche Münzprägespekulationen sich einzulassen, aber man kam schliesslich doch nicht dazu, den Nachbarländern wieder durch Missbrauch des Münzregals zur Last zu fallen.¹⁾

Was Schwyz anbelangt, kann man nicht sagen, dass es aus den erzählten Vorgängen etwas gelernt hätte. Seine Münzpolitik fuhr fort, sich während des 17. und 18. Jahrhunderts sowohl für die Nachbarländer, als für die eigene Bevölkerung schädlich zu erweisen und immer aufs neue wiederholten sich die Fälle, dass die kindlich naive Anschauung, die das dortige Landvolk über das Wesen des Münzregals und des Geldes hatte, von dem rücksichtslosen Eigennutz einzelner Hochgestellter missbraucht wurde.

Die von den Schwyzer Münzpächtern besonders bevorzugte Münzgattung waren die Schillingstücke. In besonders grosser Zahl wurden solche namentlich in den Jahren 1623/24, 1629/30, 1653/55 und 1694 her-

¹⁾ Siehe über den späteren weiteren Verlauf der Münzgeschichte Schaffhausens: G. Schöttle in der Revue Suisse de Numismatique (Genf) Bd. XX (1916–1917).

vorgebracht. Auch kam es vor, dass unter betrügerlicher Fälschung fremden (Luzerner) Stempels Schwyz bezw. dessen Münzmeister Schillinge münzen liess. Vieles unliebsame Aufsehen erregten auch die schlechten Fünfbatzenstücke, die neben Schillingen im Jahre 1729/30 der schwyzerische Münzpächter Brentano aus Rapperswyl in dem am Züricher See gelegenen schwyzerischen Dorfe Bäch herstellte.

In der Verpachtung der Münzstätten erblickten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die eidgenössischen Tagsatzungen mit Recht etwas allgemein Landschädliches, das eine Gesundung des Münzwesens in der Eidgenossenschaft von vornherein unmöglich mache. Aber die alljährlich wiederholten Bemühungen, ein alle Kantone bindendes Verbot darüber zustande zu bringen, scheiterten an dem Widerstand von Appenzell-Innerrhoden, dem u. a. auch Schwyz sekundierte. Seit 1772—74 unterliess man überhaupt, die Angelegenheit der Münzpachtung in die eidgenössischen Abschiede aufzunehmen, da nicht zu hoffen war, dass die widerstrebenden Stände von ihren oftmals wiederholten Erklärungen abgehen würden. Eidg. Abschiede VII, 1: S. 654, Band VII, 2: Seite 230, 237, 244, 260, 275, 304, 323, 342 f., 356, 366, 380, 393 u. 410.

Sismondi et la neutralité helvétique.¹⁾

Parmi les papiers de François d'Ivernois déposés à la Bibliothèque publique et universitaire de Genève, j'ai eu la bonne fortune de découvrir un manuscrit inédit de la main de Sismondi.²⁾ Cette pièce, dont l'intérêt paraît justifier la publication, est intitulée *Sur la neutralité des Alpes*. Elle ne porte ni signature, ni date. Outre l'écriture, qui est incontestablement celle de l'historien économiste genevois, nous ne savons de ce manuscrit que ce que son contenu nous permet d'en déduire.

Diverses raisons, que j'indiquerai brièvement, me font penser qu'il s'agit d'un mémoire rédigé par Sismondi vers la fin de 1814 et probablement destiné à d'Ivernois qui, de concert avec Pictet de Rochemont, représentait alors la république de Genève au Congrès de Vienne.

Avant de tenter cette démonstration, il convient d'indiquer le contenu du mémoire et de faire rapidement l'historique du projet qui y est développé.

* * *

¹⁾ L'auteur tient à exprimer ici sa très vive gratitude à M. F. Aubert, à M. Lucien Cramer, le savant éditeur de la *Correspondance diplomatique de Pictet de Rochemont et de d'Ivernois*, à M. O. Karmin et à M. Paul E. Martin, dont les obligeantes indications lui ont grandement facilité la préparation de la présente étude.

²⁾ Ce manuscrit avait déjà été provisoirement attribué à Sismondi par M. H. Delarue, conservateur de la Bibliothèque publique et universitaire de Genève.

La paix de l'Europe, écrivait l'auteur du mémoire, exige la neutralité de la Suisse. Pour que cette neutralité soit effective, il faut que la Suisse soit en mesure de la faire respecter. Pour cela il lui faut des frontières naturelles qui en rendent la défense aisée.

Les provinces savoyardes du Chablais et du Faucigny ont été arrachées à la Sardaigne et rattachées à la France en 1792, avec le reste de la Savoie. Le traité de Paris de mai 1814 les a de nouveau détachées de la France, mais sans les restituer à la Sardaigne. Dans l'intérêt commun de la Suisse, du Piémont, de la France et de l'Europe, il conviendrait d'incorporer ces provinces à la Suisse, pour les mettre au bénéfice de la neutralité helvétique et pour mieux assurer cette neutralité.

Comme le roi de Sardaigne a cependant des raisons respectables pour ne pas renoncer à ces éléments essentiels de son patrimoine de Savoie, il conviendrait de lui en laisser la souveraineté, tout en les agrégeant au Corps Helvétique. L'exemple du régime de Neuchâtel, à la fois canton suisse et principauté prussienne, démontre la possibilité d'un système dont l'application à ces provinces présenterait de très grands avantages stratégiques et économiques.

Telle est l'idée maîtresse du mémoire inédit, dont l'auteur ne paraît s'inspirer que de sa propre sagesse.

* * *

Cette idée cependant n'était point nouvelle. En 1703 déjà, le duc Victor-Amédée II, à la veille d'entrer en campagne contre Louis XIV, avait fait proposer à la Diète Helvétique l'helvétisation du Chablais du Faucigny.¹⁾ Un projet analogue avait surgi en 1796.²⁾ Et, comme nous allons le voir, l'idée avait été reprise dès l'ouverture du Congrès de Vienne.

A ce moment, il est vrai, ni le gouvernement genevois, ni Sismondi lui-même ne voyait en elle la meilleure solution du problème du Chablais et du Faucigny.

Au début de 1814, le gouvernement de la république restaurée avait songé à se faire attribuer le pays de Gex et certaines parties des deux provinces sardes qui, de 1798 jusqu'alors, avaient constitué avec Genève le département français du Léman. Ce n'était guère le souci de l'équilibre européen qui suggérait ces projets d'agrandissement aux magistrats genevois. Ils ne visaient qu'au désenclavement de leur propre territoire et à l'établissement de frontières meilleures, pour mettre Genève à l'abri d'un coup de main ennemi et pour la relier solidement à la Suisse.

¹⁾ Henri Fazy, *Les Suisses et la neutralité de la Savoie*, Genève (1895), in-8.

²⁾ Lettre de Pictet de Rochemont, *Correspondance diplomatique de Pictet de Rochemont et de François d'Ivernois*, t. I^{er}, Genève et Paris (1914), p. 185.

Le traité de Paris, signé le 30 mai 1814, laissait en suspens le sort des régions convoitées par le gouvernement provisoire genevois. Mais les assurances réitérées des représentants des puissances l'autorisaient à compter sur la réalisation au moins partielle de ses espoirs.

Il y comptait si bien, qu'il eut l'imprudente maladresse d'insérer dans la Constitution adoptée le 24 août 1814, des *Lois éventuelles* pour le territoire nouveau qui viendrait à être annexé à Genève. Ces *Lois éventuelles*, dictées par la préoccupation dominante de maintenir la suprématie de l'ancienne république citadine et protestante, condamnaient par avance les régions voisines, rurales et catholiques, à un véritable assujettissement politique.

Elles inspirèrent à Sismondi, qui avait combattu au premier rang des adversaires de l'œuvre constitutionnelle du gouvernement provisoire, la fameuse brochure *Sur les lois éventuelles*.¹⁾ Cette brochure, qui parut le 2 septembre 1814, provoqua un tel tollé à Genève qu'elle fut retirée de la circulation par son auteur dès le lendemain.²⁾

Comme elle est rarissime et qu'elle se rapporte directement au sujet de cette étude, nous croyons devoir en citer ici quelques extraits. Après avoir déploré la publication d'une loi si bien faite pour indisposer la cour de Sardaigne, Sismondi ajoutait :

« . . . la publicité est désormais le seul remède du mal qu'a pu
« faire la publicité; et je crois de mon devoir d'appeler aujourd'hui tous
« mes concitoyens à réfléchir sur les dangers de la carrière dans laquelle
« ils s'engagent. Il est essentiel de leur montrer que notre indépendance
« n'a jamais été plus compromise, et que notre salut ne peut se trouver
« que dans un prompt retour à des bases qui puissent satisfaire les désirs
« de tous.

« Ce n'est pas sans doute la république de Genève qui pense à
« faire des conquêtes; et dans la nouvelle circonscription qu'on pourra
« donner à la Suisse, son intérêt demeurera tout à fait hors de la question.
« Dans la discussion qui s'ouvrira sur ce sujet au Congrès de Vienne,
« il s'agira même à peine de l'intérêt du Corps Helvétique, c'est celui de

¹⁾ Genève (1814).

²⁾ Sur ce curieux épisode voir: *Mémoires et souvenirs de A.-P. de Candolle*, Genève (1862), p. 249, 250; *Journal de Marc-Jules Suès pendant la Restauration genevoise 1813—1821*, Genève, (1913), p. 53; Jean Picot, *Journal inédit* (obligeamment communiqué par M. le docteur Constant Picot) 3 septembre 1814; Marc-Auguste Pictet, *Journal inédit* (obligeamment communiqué par M. le docteur F. Rilliet); *Journal privé du syndic A. de Candolle, Société d'histoire et d'archéologie de Genève*, Papiers Edmond Pictet, Cahier 128, fol. 25; Lettre de Charles de Constant à sa sœur du 6 septembre 1814, *Bibl. publ. et univ. de Genève*, Mss. Constant 16, t. V. Lettre de Sismondi à M. Ed. Monnier, du 28 novembre 1814, *Ibid.*, Dossier ouvert: . . . «Je suis fort étonné que celui (l'écrit) que j'avais publié sur quelques parties de notre constitution genevoise, et qui n'a eu que six heures de vie, car je le retirai presque immédiatement, vous ait été même nommé.»

«l'Europe qui sera débattu. L'on examinera jusqu'où doit s'étendre la
 «ligne de neutralité, au milieu des lacs et des montagnes des Alpes, pour
 «que les grands empires qu'elles séparent aient moins d'occasion de
 «s'offenser et moins de moyens de se nuire; l'on examinera si la cour
 «de Turin n'est pas affaiblie plutôt que fortifiée par la possession d'une
 «province qu'elle ne peut défendre; d'une province séparée de ses autres
 «États par de hautes montagnes, plus séparée par le langage, et qui n'est
 «couverte par aucune forteresse; l'on examinera si la garantie la plus sûre
 «pour le Piémont ne serait pas la réunion de tous les passages des Alpes
 «à la Suisse comme l'avait déjà proposé autrefois un Roi de Sardaigne,¹⁾
 «pour que la neutralité constante de cette sage confédération, lui tint
 «lieu de ce côté d'armées et de forteresses. L'on examinera enfin com-
 «ment on peut conserver au commerce, et interdire aux armées cette route
 «du Simplon, qui, même détruite, ne perdrait rien de son importance
 «militaire, et qui, pour la sûreté de la France comme de l'Italie, doit
 «être comprise dans une constante neutralité. Ces questions qui em-
 «brassent les intérêts de toute l'Europe, compromettent aussi sans doute
 «l'existence même de Genève; puisque, si la route entière du Simplon
 «n'est pas comprise dans neutralité la perpétuelle, Genève, qui en est
 «une des clés, sera occupée dès la première guerre par l'une ou l'autre
 «Puissance belligérante. Mais dès que nous n'y pouvons rien, dès que
 «ce n'est pas à notre intérêt qu'on songera dans le Congrès, dès que
 «ce n'est point nous qui agissons pour qu'on ôte à S. M. S.²⁾ aucune
 «de ses provinces; un silence respectueux est la seule contenance qui
 «nous convienne; nous ne serons point consultés, et nous recevrons
 «avec reconnaissance les dispositions de nos libérateurs, soit qu'ils croient
 «ou non convenable d'accroître notre territoire.

«Ce territoire même ne sera point donné à la République de Genève
 «par les Hautes Puissances assemblées au Congrès de Vienne, mais au
 «Corps Helvétique; et c'est de celui-ci que Genève le recevra ensuite
 «comme Canton. Dès le moment où il serait devenu nécessaire pour
 «notre gouvernement de parler de ces nouvelles frontières, il aurait dû
 «protester auprès de la Cour de Turin de son entier désintéressement,
 «et ne pas laisser de doute sur son désir respectueux de continuer les
 «relations de bon voisinage, si nécessaires à notre existence³⁾. . . .»

Sismondi soumettait ensuite les *Lois éventuelles* à une critique im-
 pitoyable et montrait le danger qu'elles constituaient pour la république
 nouvellement restaurée. En terminant, il proposa en ces termes sa propre
 solution:

«. . . Avant la publicité du Projet de constitution, avant surtout
 «son acceptation par le peuple, et lorsque nous sollicitons un sursis,
 «il y avait encore deux moyens de porter remède à tant de maux;
 «aujourd'hui je crois qu'il n'en reste plus qu'un seul. C'est dans les
 «constitutions helvétiques, que nous devons toujours chercher nos modèles,
 «pour ne point nous éloigner imprudemment du pacte fédéral. Nous y
 «voyons deux systèmes différents, et qui étaient également applicables

¹⁾ Allusion évidente à l'offre de Victor-Amédée II mentionnée plus haut.

²⁾ Sa Majesté Sarde.

³⁾ *Sur les lois éventuelles*, p. 4 et suiv.

«à la situation de Genève. Zurich et Schaffhouse peuvent faire concevoir
«le premier; Underwald, Appenzell, les Grisons, le Valais, sont des
«modèles du second

«Genève comparée au Chablais et au Faucigny est peut-être et plus
«riche et plus lettrée que ne l'est Zurich comparé avec le reste de son
«Canton; si nos législateurs nous avaient donné la constitution de Zurich,
«la division du peuple en tribus, et les droits proportionnels de la ville
«et de la campagne, nous n'aurions probablement pas eu lieu de nous
«en plaindre, et les nouveaux Genevois n'auraient pas réclamé non plus.
«Mais ce qui pouvait se proposer avant l'acceptation de la constitution,
«n'est plus faisable aujourd'hui, puisqu'il faudrait changer toute notre
«organisation pour influencer sur la leur. D'ailleurs leur défiance est excitée
«sur le dessein d'anéantir leurs droits politiques, ils défendraient pied à
«pied une proportion qu'ils jugeraient désavantageuse; et la justice elle-
«même ne peut pas toujours calmer les passions imprudemment éveillées . . .

«L'exemple d'Underwald, celui du Valais, celui des Grisons, celui
«d'Appenzell surtout, semblait beaucoup plus applicable à nos circons-
«tances. Toutes les fois que chez nos sages voisins, les peuples réunis
«en un corps politique ont senti qu'ils différaient entre eux par les mœurs,
«par la religion, par la langue, même par les intérêts locaux, ils ont jugé
«que l'indépendance des parties était le vrai principe de la concorde;
«qu'il peut importer à un roi d'établir dans ses Etats l'uniformité du
«commandement, mais que dans une république la liberté de tous s'allie
«fort bien avec la petitesse; que le citoyen ne trouve aucun avantage à
«ce que son syndic soit respecté à dix lieues à la ronde, mais qu'il en
«trouve beaucoup à être rapproché d'une administration paternelle.¹⁾ . . .»

Par cette chaleureuse apologie du fédéralisme républicain, Sismondi, au début de septembre 1814, se montrait donc partisan de la fusion du Chablais, du Faucigny et de Genève. Il aurait voulu réunir ces trois territoires en un Etat décentralisé, en un Canton fédératif, si l'on peut dire.

Le gouvernement genevois ne se laissa nullement convaincre par son irréductible adversaire, qui allait devenir, au sein du Conseil représentatif, un des chefs de l'opposition libérale. Les *Instructions pour Messieurs les conseillers Pictet de Rochemont et d'Ivernois par Monsieur le Syndic Des Arts, approuvées en Conseil, le 17 septembre 1814*, qui devaient déterminer la conduite des députés genevois au Congrès de Vienne, étaient catégoriques à cet égard. Dans les passages suivants, Sismondi, sans être nommé, est cependant clairement visé:

«. . . Relativement à la participation que donnent nos lois éven-
«tuelles à la nouvelle population dans notre représentation nationale,
«vous établirez que nous ne pouvons nous en départir et que nous avons
«consacré des principes conformes à l'équité, à la justice et aux vraies
«convenances de Genève et de la Suisse, sans choquer celles du terri-
«toire agrégé

«Vous vous abstenrez de proposer avec le Faucigny et le Chablais
«une association qui établisse deux demi-cantons, ou trois tiers de canton

¹⁾ *Ibid.* p. 14 et suiv.

«entre eux et nous . . . Il n'y a que l'envie de critiquer nos lois qui ait «pu suggérer une association aussi bizarre, aussi dangereuse et qui serait «de nature à nous faire rejeter de la Confédération.¹⁾»

Pictet de Rochemont arriva à Vienne le 5 octobre 1814 et d'Ivernois l'y rejoignit une semaine après.²⁾

Avant leur arrivée déjà, il avait été question dans des conférences particulières de la neutralisation et même de l'helvétisation de la Savoie. Les instructions que le comte de Valaise, ministre des Affaires Etrangères de Sardaigne, adressa au marquis de Saint-Marsan, en date du 18 septembre 1814, lui prescrivaient de reprendre l'idée de 1703. Dans l'esprit de Valaise cependant l'inclusion de la Savoie dans le système de la neutralité helvétique ne semblait pas devoir comporter des conséquences politiques aussi graves que celles envisagées par Victor-Amédée II en 1703. La Savoie, selon lui, devait rester pleinement sarde et n'être helvétisée que dans la mesure stricte où l'exigerait sa neutralisation. Saint-Marsan de son côté semblait disposé à aller plus loin. Le 1^{er} octobre 1814 il écrivait en effet à son roi qu'il avait abordé le sujet avec Castelreagh et Hardenberg. «Lord Castelreagh, ajoutait-il, n'a pas du tout repoussé cette idée. Je la cultiverai et en ai même déjà parlé au prince de Hardenberg, la Prusse ayant déjà adopté ce système pour la principauté de Neuchâtel». ³⁾

Les députés genevois eurent vent de ce projet bientôt après leur arrivée à Vienne. Pictet de Rochemont en fut informé par Capo d'Istria le 24 octobre⁴⁾ et d'Ivernois par le comte Castelfero, diplomate napolitain, deux jour après.⁵⁾ Ils s'accordèrent à lui trouver plus d'inconvénients et de dangers que d'avantages. L'accepter, c'eût été, à leurs yeux, sacrifier l'essentiel à l'accessoire, affaiblir les chances d'obtenir de la France la cession du pays de Gex, embarrasser et prolonger inutilement les négociations et peut-être indisposer la Suisse.⁶⁾ Tant qu'ils eurent encore l'espoir d'obtenir le pays de Gex, ils écartèrent donc l'idée de l'helvétisation du Chablais et du Faucigny selon le modèle de Neuchâtel. Le 24 novembre encore, Pictet de Rochemont remit au plénipotentiaire anglais Canning, un *Mémoire sur les motifs et les moyens d'helvétiser*

¹⁾ *Correspondance diplomatique . . .* t. I, p. 145, 153, 157.

²⁾ Au sujet de ces négociations voir, outre la *Correspondance diplomatique* publiée par M. Lucien Cramer, l'excellente étude de W. Gisi, *Ueber die Entstehung der Neutralität von Savoyen* dans *Archiv für Schweizerische Geschichte*, t. XVIII, (1873), p. 1-75.

³⁾ Gisi, *op. cit.*, p. 44 et suiv.; *Correspondance diplomatique . . .*, t. I, p. 184, 187, 199, 492 et suiv.

⁴⁾ *Correspondance diplomatique . . .*, t. I, p. 184 et suiv.

⁵⁾ *Ibid.* p. 187, 492 et suiv.

⁶⁾ *Ibid.* p. 493 et suiv., 228.

et neutraliser les provinces septentrionales de la Savoie où il combattait en ces termes ce projet :

.... «Si le Roi de Sardaigne tenait obstinément à conserver le titre «et quelques droits de souveraineté sur ces provinces savoisiennes, il y «aurait à cela de grands inconvénients pour la Suisse. L'exemple de «Neuchâtel ne prouve rien. Jusqu'ici ce Pays n'était qu'Allié de la Suisse «et n'avait pas de député à la Diète. Son Roi était à une grande dis- «tance, et son influence ne pouvait être que bienfaisante. Enfin les «habitants de la Principauté, habitués dès longtemps à la possession de «franchises locales étendues, et jouissant de tous les avantages de la «liberté sans ses orages, ont des moeurs et un esprit tout helvétiques. «Les circonstances et l'esprit de ces provinces savoyardes sont tout autres, «et la Suisse pourrait craindre d'entrer dans des chances inconnues en «admettant un mode d'adjonction qui l'exposerait à être compromise «par les querelles d'un prince voisin et qui la rendrait garante d'une «neutralité dont ces mêmes querelles pourraient acheminer la violation. «Ajoutons à cela que l'esprit monarchique qu'entretenait l'existence «de la cour d'un gouverneur, l'espérance des avantages honorifiques et «pécuniaires, sont un poison pour l'esprit républicain, et que cette dispo- «sition serait particulièrement à redouter dans un canton frontière, d'une «population considérable et auquel la garde du point le plus exposé de «la Suisse serait confiée.»¹⁾

Mais la répugnance à envisager cette solution s'atténuait visiblement chez les députés genevois à mesure que s'évanouissait leur espoir d'obtenir une satisfaction plus complète de leurs désirs. Après l'avoir écartée comme tout à fait inadmissible, après s'y être ensuite résignés comme à un pis-aller, ils en arrivèrent en janvier 1815 à la proposer eux-mêmes.²⁾

Dans un mémoire du 4 janvier 1815, adressé à M. de Wesseberg, diplomate autrichien, et intitulé *Des Intérêts communs du Roi de Sardaigne et de la Suisse pour la garde du Chablais et du Faucigny*, Pictet de Rochemont, pleinement d'accord avec son collègue et même directement inspiré par lui, insérait dans un projet de convention une clause ainsi conçue :

... «Le Roi de Sardaigne et la Diète Helvétique sont invités à «entrer le plutôt que faire se pourra en négociations dans le but d'hel- «vétiser les provinces du Chablais et du Faucigny, c'est-à-dire de les «associer à la Suisse dans une relation semblable à celle du canton de «Neuchâtel...»³⁾

Mais il était trop tard. Les puissances, par leur générosité à l'égard de la Sardaigne, avaient découragé sa générosité à l'égard de la Suisse

¹⁾ *Soc. d'hist. et d'arch. de Genève*, Papiers Edmond Pictet, Cahier 50, fol. 7.

²⁾ *Correspondance diplomatique* . . . , t. I, p. 207, 209, 215, 227, 338, 517, 527, 537, 544 et suiv.; Gisi, *op. cit.*, p. 49 et suiv.

³⁾ *Ibid.*, p. 299; Papiers Edmond Pictet, Cahier 50, fol. 23. Ce projet, dû à l'initiative de d'Ivernois, se trouve également exposé dans un rapport de ce dernier adressé à Castlereagh le 7 janvier.

et de Genève. N'ayant plus rien à réclamer du Congrès, elle n'eut plus rien à lui offrir et retira discrètement ses premières propositions.¹⁾ Aussi ne fut-il plus question de l'helvétisation à la mode de Neuchâtel. La solution finalement adoptée fut, comme on sait, la neutralisation, agrémentée de quelques légères concessions territoriales au profit de Genève.

Notre but n'étant point d'étudier l'ensemble des négociations relatives au Chablais et au Faucigny, mais seulement d'encadrer de quelques commentaires le mémoire inédit que nous publions plus bas, il est temps de revenir à ce dernier.

* * *

Cherchons donc rapidement à déterminer l'auteur, le destinataire et la date de la rédaction de ce manuscrit.

Nous n'avons trouvé nulle part la moindre mention du mémoire intitulé *Sur la neutralité des Alpes*. Si, malgré cela, nous n'hésitons pas à en attribuer la paternité à Sismondi, c'est pour deux raisons de très inégale importance. La première, décisive à nos yeux, c'est que le manuscrit est incontestablement écrit de sa main. Comme rien ne permet de supposer que Sismondi, déjà connu à Genève comme publiciste et déjà illustre en Europe comme historien à cette époque, eût écrit sous la dictée d'un autre, nous voyons tout naturellement en lui l'auteur du manuscrit. Nous avons d'autant moins d'hésitation à ce sujet que le style en est bien le sien et que la conception de la neutralité, exposée dans le mémoire, est identique à celle développée dans sa brochure du début de septembre 1814, ainsi qu'à celle dont témoignent les lettres inédites de Sismondi à Marc-Auguste Pictet de la fin de mai 1815, dont nous publions quelques extraits ci-dessous.

Nous tenons d'Ivernois pour le destinataire du mémoire, quoique sur ce point nous nous trouvions réduit à des conjectures assez fragiles. Sismondi connaissait personnellement d'Ivernois. Les deux hommes, quoique pour des motifs différents, avaient été l'un et l'autre adversaires de la Constitution de 1814 et des *Lois éventuelles*.²⁾ Rien de plus naturel par conséquent pour l'historien resté à Genève, que de faire part de ses idées sur la neutralité au diplomate chargé des négociations

¹⁾ Gisi, *op. cit.* p. 50 et suiv.; *Correspondance diplomatique . . .*, t. I, p. 209, 215 et *passim*.

²⁾ Dans le Journal inédit de Marc-Auguste Pictet, obligeamment communiqué par M. le docteur F. Rilliet, se trouve la mention suivante, à la date du 14 août 1814: . . . «Je suis revenu avec Sismondi et d'Iv(ernois). Nous avons causé de la Constitution, qui doit paraître après-demain. Ils n'en sont contents ni l'un ni l'autre par des motifs différents» . . . Les papiers de d'Ivernois (liasse correspondance 1814) à la Bibliothèque de Genève ne laissent aucun doute sur les sentiments de d'Ivernois à l'égard de la constitution de 1814.

à Vienne. Que de plus le mémoire se soit trouvé, avec plusieurs pièces analogues d'autres Genevois, parmi les papiers de d'Ivernois, c'est encore une présomption en faveur de notre hypothèse.

Quant à la date de la rédaction du mémoire, il ne nous a pas été possible de la déterminer avec précision. Il est évident à la première lecture qu'elle doit être placée après la première violation de la neutralité suisse par les Alliés (décembre 1813) et avant la seconde (juin 1815), après la conclusion du premier Traité de Paris (mai 1814) et avant la conclusion du traité de Vienne (mars 1815). A examiner le texte de plus près, il apparaît comme très probable qu'il a été rédigé après l'entrée définitive du canton de Neuchâtel dans la Confédération (12 septembre 1814), après la réoccupation du Chablais et du Faucigny par les troupes piémontaises (29 septembre 1814), et par conséquent après la publication de la brochure *Sur les lois éventuelles* (2 septembre 1814). La comparaison de la brochure et du mémoire confirme d'ailleurs nettement cette impression. Or, si le mémoire est postérieur à la brochure, il est certain qu'il était encore ignoré des députés genevois à Vienne en octobre 1814. Le 15 de ce mois, en effet, d'Ivernois écrivait au secrétaire d'Etat Turretini pour lui parler d'une conversation qu'il venait d'avoir au sujet de la solution du «canton fédératif», proposée par Sismondi dans sa brochure.¹⁾ Le 27 du même mois Pictet de Rochemont, parlant avec le baron de Stein de la même brochure, lui montra le peu d'importance qu'il convenait d'y attacher, en lui apprenant que son auteur en avait retiré toute l'édition.²⁾ Dans les deux cas, il est presque certain qu'une allusion eût été faite au mémoire, s'il avait été connu à Vienne à cette époque. Or, je n'en ai trouvé aucune mention dans toute la correspondance diplomatique des deux députés genevois à Vienne.

Il faut en conclure, semble-t-il, ou que le mémoire n'est jamais parvenu à Vienne, ou, en tout cas, qu'il n'y est parvenu qu'après la fin d'octobre 1814. Les deux hypothèses me paraissent également vraisemblables.

Sismondi quitta Genève pour Paris la première semaine de janvier 1815, pour y surveiller l'impression des volumes IX, X et XI de ses *Républiques italiennes*.³⁾ Il est d'autant plus probable qu'il ait rédigé

¹⁾ *Correspondance diplomatique* . . . t. I, p. 478.

²⁾ *Ibid.* p. 190.

³⁾ *Archives d'Etat de Genève*: P. H. 5730; Lettre de Turretini à Pictet de Rochemont du 5 janvier 1815: . . . «(Sismondi) part aujourd'hui pour Paris. Ce n'est pas une fort bonne tête, et nos MM. n'y ont pas confiance . . . Moi je crois qu'il serait charmé d'être utile . . .» Peut-on voir dans ce passage une très discrète allusion au mémoire? Voir aussi la lettre de Charles de Constant à sa sœur du 9 janvier 1815, *Bibl. publ. et*

son mémoire avant de partir, que les diverses lettres connues qu'il écrivit pendant son séjour à Paris ¹⁾ n'en contiennent aucune mention certaine. ²⁾

Nous concluons donc que le mémoire *Sur la neutralité des Alpes* a été écrit par Sismondi, probablement à l'intention de d'Ivernois, vers la fin de l'année 1814.

* * *

Les événements ne tardèrent pas à donner à ce mémoire une nouvelle et bien douloureuse actualité.

Le 1^{er} mars 1815, en effet, le retour de Bonaparte de l'île d'Elbe remettait en question toutes les décisions du Congrès de Vienne, avant même qu'elles n'eussent été consacrées par des signatures officielles. Sismondi en eut si bien le sentiment que, le 16 mars déjà, soit quatre jours avant la *Déclaration des Puissances relative à la Suisse* qui devait annoncer «l'acte portant la reconnaissance et la garantie, de la part de toutes les Puissances, de la neutralité de la Suisse dans ses nouvelles frontières,» il écrivit à son ami Charles de Constant à Genève:

«... Notre patrie doit être dans un grand état de crainte, mais, «avec du courage, et non de la passion, elle peut indubitablement échapper «au danger. La Suisse doit, dès les premières nouvelles de ce commence-
«ment de guerre civile, se mettre sous les armes, en déclarant que, dans
«aucun cas, sous aucun prétexte, elle ne sortira de la neutralité ou ne
«la laissera violer par aucun de ses voisins. C'est et ce doit être le rôle
«unique de la Suisse dans toutes les guerres possibles, civiles et étran-
«gères; elle ne doit jamais embrasser un parti et son repos est si essentiel
«à l'Europe qu'elle peut le faire reconnaître par la politique générale.
«Qui que ce soit qui gouverne la France, la neutralité de ce noyau de
«montagnes fait également la sûreté du Royaume et Buonaparte lui-même
«reconnaîtrait sans doute cette neutralité pour Genève, plutôt que se com-
«promettre avec les autres cantons; mais il faut immédiatement prendre
«son parti et se mettre en mesure de le faire respecter. Il n'y a personne
«en Suisse qui ne sente la sottise qu'on a faite de laisser violer le terri-
«toire il y a six mois. J'espère donc que malgré les dissentiments, on
«se réunira tous aujourd'hui pour le défendre et Buonaparte sera loin de
«disposer des mêmes forces qu'il avait il y a deux ans.»³⁾

Les espoirs de Sismondi devaient être déçus. Le 25 mars déjà, Pictet de Rochemont avait appris à Vienne que le comité militaire des Alliés avait l'intention d'emprunter le territoire helvétique pour attaquer la

univ. de Genève, Mss. Constant 16, t. VI. D'après une lettre de Sismondi à sa mère, il aurait quitté Genève le 4 janvier et serait arrivé à Paris le 7 cf; *Lettres de Sismondi écrites pendant les Cent jours*, *Revue Historique*, t. III, p. 92 et suiv.

¹⁾ Voir, outre les lettres de Sismondi à sa mère publiées par Pascal Villari dans les trois premiers tomes de la *Revue Historique* et celles que nous publions plus bas, les *Lettres inédites de Sismondi à M. Ch. de Constant*, publiées par M. Henri Fazy dans le t. XXIV du *Bulletin de l'Institut national genevois*, p. 204 et suiv.

²⁾ Voir à ce sujet p. 43 ci-dessous, note 3.

³⁾ Henri Fazy, *Lettres inédites...*, p. 218 et suiv.

France. Le 8 mai, la Diète Helvétique reçut des Puissances coalisées l'invitation d'entrer dans l'alliance qu'elles avaient formée contre Bonaparte.¹⁾ Dès le lendemain, Sismondi lisait dans les journaux de Paris que Genève avait voté pour la guerre avec la France. Cette fausse nouvelle fut publiquement démentie dans la presse par Eynard-Lullin, membre du Conseil Représentatif genevois et ancien secrétaire de Pictet de Rochemont à Vienne.²⁾ Mais, à la stupéfaction de Sismondi et de tous ses amis libéraux, les faits allaient montrer que cette nouvelle n'était fausse que parce qu'elle était prématurée.

Malgré sa vive répugnance, en effet, la Diète dut signer avec les Puissances la fameuse convention du 20 mai 1815, par laquelle la Suisse renonçait à leur profit à sa neutralité. Le 29 mai, le Conseil d'Etat de Genève proposait, à l'unanimité, la ratification de cette convention néfaste au parlement cantonal. Après un débat prolongé et passionné, où l'on vit toute l'opposition libérale s'élever contre les propositions du Conseil d'Etat, défendues par le professeur Prevost, qui faisait office de rapporteur, le Conseil Représentatif, le 3 juin, ratifia à son tour la convention par 150 voix contre 82.³⁾

Les Alliés entrèrent en Suisse le 18 juin et à Genève neuf jours après. Si, contre l'attente de Sismondi, dont son séjour à Paris avait fait un bonapartiste convaincu, le sort des batailles n'avait pas définitivement abattu la puissance de Napoléon à Waterloo le 18 juin, l'indépendance de la Suisse n'aurait probablement pas survécu à cette violation consentie de sa neutralité.

Les trois lettres inédites de Sismondi à son ami, le professeur Marc-Auguste Pictet, que nous publions ci-dessous, se passent de tout autre commentaire. Nous sommes heureux que l'amabilité de M. le docteur Frédéric Rilliet nous permette de les faire connaître, car elles complètent fort heureusement à la fois celles que nous avons déjà citées et le mystérieux mémoire *Sur la neutralité des Alpes*.

Considérées dans la perspective de plus d'un siècle d'histoire, elles présentent de plus un poignant intérêt d'actualité. Le cours des événements donna tort à l'illustre historien. Mais aucun Suisse en 1918 ne contestera la justesse de sa doctrine fondamentale et refusera de condamner avec lui une politique dont l'effet inévitable fut, comme il l'a reconnu, de faire «reposer notre sort sur un coup de dés.»

* * *

¹⁾ Albert Rilliet, *Histoire de la Restauration de la République de Genève*, Genève (1849), p. 280.

²⁾ *Ibid.* p. 282; cf. p. 42 ci-dessous.

³⁾ *Ibid.* p. 289. Voir aussi Compte-rendu manuscrit des séances du Conseil Représentatif par Duval-Lasserre 1815, t. I, fol. 91 (Obligéamment communiqué par M. Henri Le Fort).

Sur la neutralité des Alpes.¹⁾

Parmi les bases du nouvel équilibre à donner à l'Europe, l'expérience des vingt dernières années a fait voir que la consistance à rendre à la Suisse était une des plus essentielles. Dans les temps antérieurs on n'avait point encore assez réfléchi sur l'importance militaire de ce groupe de montagnes, qui ouvre ou ferme les communications entre la France et l'Italie, une partie de l'Allemagne et de l'Italie, une partie de la France et de l'Allemagne. On avait veillé, il est vrai, avec une grande attention à la neutralité de la Valteline, dont l'importance avait été reconnue dès la guerre de trente ans. Tout le reste des Alpes paraissait une barrière infranchissable, et les pays qu'elles séparaient, profitaient de leur neutralité, sans songer aux circonstances qui la maintenaient, et attribuaient à la nature ce qui était l'ouvrage d'une heureuse combinaison sociale. Dans la guerre de la révolution, les Français donnèrent l'exemple de violer la neutralité de la Suisse, neutralité dont elle ne s'était point départie depuis plus de 200 ans; les Allemands et les Russes y entrèrent à leur tour, puis de nouveau les Français, et enfin les Alliés dans la dernière coalition. La Suisse, affaiblie par l'esprit de parti que la révolution a excité dans toute l'Europe, n'a opposé nulle part de résistance, et cette puissance d'opinion qu'elle avait exercée pendant plusieurs siècles s'est perdue tout à coup, d'une manière qui compromet la paix de l'Europe autant que son indépendance à elle-même.

En effet, les Etats limitrophes se sont trouvés le plus exposés par le côté sur lequel ils s'attendaient le moins à une attaque. La France n'avait aucune forteresse sur toute la ligne qui bordait la Suisse. L'Autriche n'a plus pu avoir aucune sécurité dans la possession de la Lombardie autrichienne. Les Etats du Roi de Sardaigne, enclavés presque par la Suisse et la France, ont été plus exposés encore. Tout à coup on a remarqué que la tranquillité de l'Europe a souvent tenu à cette neutralité inébranlable d'un pays central, qui aurait pu menacer tous les autres, et qui leur inspirait à tous au contraire une parfaite sécurité. Plus il a été affaibli par des discussions intestines et plus il importe de lui rendre de l'union, de la force, de la considération au dehors, plus il importe de mettre ce Pays-là, qui ne sera jamais conquérant, en état de garder ses défilés et ses montagnes; de les ouvrir au commerce, dont les nations continentales ne pourront plus se passer et de les fermer aux armées; de laisser circuler librement toutes les marchandises, dans ce pays qui ne connaît point de douanes; d'arrêter à la frontière toutes les troupes de tous les Souverains, dans ce pays qui ne connaît point d'ambition. Cette existence pacifique de la Suisse ne remplirait point son objet si, sur les frontières de la Confédération, de grandes routes militaires donnaient aux Puissances appelées aux luttes les plus fréquentes, le moyen de se surprendre et peut-être de s'écraser. Les deux plus importantes routes qui de la France communiquent à l'Italie, celle du Mont

¹⁾ Ce mémoire, écrit de la main de Sismondi, sur le recto de sept feuillets volants, est déposé à la Bibliothèque publique et universitaire de Genève. Il se trouve parmi les Papiers de François d'Ivernois. Liasse: Documents 1814. Sauf quelques légères modifications d'orthographe et de ponctuation, je le reproduis tel qu'il a été écrit.

Cenis, et celle du Simplon, sont l'une complètement, l'autre en très grande partie, en dehors de la Suisse. Les passages du Grand et du Petit St-Bernard n'empruntent presque pas son territoire; celui de la Valteline est encore occupé par l'Autriche, et le St-Gotthard est demeuré seul tout à elle. Il y aurait peu d'avantage militaire à détruire les magnifiques routes qui traversent aujourd'hui les Alpes. On sait que des milliers d'hommes rouvrent en peu d'heures les chemins qu'on a crus les plus impraticables; que le chemin du St-Plomb (sic) n'était point ouvert quand les Français descendirent les première fois en Italie et que les neiges éternelles du St-Bernard ne les arrêtaient pas. C'est la position géographique qui détermine l'importance d'une route militaire, non la beauté de la chaussée. Les grands chemins qui rendaient si promptes les communications pacifiques du Gouvernement ne changeaient rien à son système de guerre.

Les Suisses sentent désormais que leur honneur comme leur existence tiennent à la vigueur avec laquelle ils feront respecter leur neutralité dans la première guerre: s'ils la laissent violer encore une fois, ils ont fini d'être une nation. Mais pour qu'ils donnent cette garantie à leurs voisins, pour qu'ils se compromettent eux-mêmes sans hésiter, il faut que leur énergie soit efficace. Il faut qu'une grande importance soit conservée à leurs passages, pour qu'ils y attachent eux-mêmes une grande responsabilité; il faut qu'on ne puisse pas facilement tourner leurs positions, que le pays qu'ils couvrent soit bien couvert, et qu'une incursion de quelques lieues sur leur territoire ne suffise pas pour changer le sort de la guerre.

Dans le partage qui a été fait de la Savoie par le traité de Paris, deux des provinces dont ce duché était composé, sont demeurées tellement séparées des autres et du centre du gouvernement en Piémont, que la cour de Sardaigne, pour communiquer avec elles, sera obligée d'emprunter sûrement la route du Simplon. Cette route, qui commence dans le haut Novarrais, qui finit dans le Chablais, province appartenant également à la maison de Savoie, sera probablement souvent traversée par des Savoyards. Elle sera même la seule route par laquelle le roi de Sardaigne pourra entreprendre de défendre le Chablais et le Faucigny, si ces provinces sont attaquées du côté de la France. Cependant, si les troupes piémontaises traversent une fois le Valais, celles des autres puissances les y suivront, et la neutralité suisse n'existera plus.

Les hautes puissances avaient senti ces inconvénients. Elles paraissent d'abord avoir eu la pensée de réunir la Savoie à la Suisse, pour que la cour de Sardaigne n'eût plus ses possessions partagées par les montagnes, et ne se trouvât plus entraînée hors de la ligne politique qui convient, par une attaque rapide sur une province sans défense. Cet arrangement, qui aurait compris dans la neutralité suisse et mis sous la garantie de la Confédération, tous les passages des Alpes depuis celui du Mont Cenis, jusqu'à celui de Chiavenna, en couvrant complètement l'Italie, et en la mettant à l'abri d'une invasion, paraissait convenir à S. M. S.¹⁾ elle-même, puisqu'elle ne lui laissait plus à dé-

¹⁾ Sa Majesté Sarde.

fendre qu'une frontière d'environ quarante-cinq lieues, de Nice à Suze, frontière couverte par les hautes montagnes, et des forteresses à tous leurs débouchés, et puisque le pays auquel elle aurait dû renoncer, séparé par la langue, par les habitudes, et par vingt-cinq années d'une domination étrangère, pouvait sous plusieurs rapports être considéré comme une charge, non comme un moyen de puissance. Le roi de Sardaigne en a jugé différemment. Il s'est fait un devoir de ne point rompre les liens qui l'attachaient au plus ancien patrimoine de sa famille, et quels que soient les dangers de la défense de la Savoie, ou la difficulté de l'administrer, morcelée comme elle est après le traité de Paris, et séparée de sa capitale, il semble déterminé à ne point l'abandonner.

Peut-être cependant ce sentiment si respectable pourrait-il se combiner avec l'intérêt de l'Europe, qui paraît demander qu'une longue ligne d'Etats toujours neutres sépare les empires les plus belliqueux. avec l'intérêt de l'Italie, autrefois couverte par la neutralité constante de la Suisse et de la république de Venise, et aujourd'hui exposée à devenir l'arène de nouveaux combats, avec l'intérêt enfin du Piémont lui-même, qui, présentant une trop longue ligne de frontière, a besoin de concentrer ses forces sur un seul point pour se défendre. Le roi de Prusse a donné l'exemple d'un arrangement qui conserve sa souveraineté, en garantissant la neutralité d'un Etat qu'il ne saurait défendre. Il conserve les titres et les prérogatives de Prince Souverain de Neuchâtel et de Valangin. Mais ces petites principautés, séparées de ses Etats par une vaste étendue de pays, comme la Savoie l'est du Piémont par les montagnes, ouvertes comme la Savoie du côté de la France, sans forteresses et sans forces militaires suffisantes, seraient à sa première brouillerie la proie de ses puissants voisins, ou, s'il voulait les sauver, il serait obligé à des ménagements, à une conduite politique faible ou incertaine qui compromettrait la gloire de sa couronne. Il s'est donc déterminé avec sagesse à les faire comprendre dans la neutralité helvétique et admettre comme Canton dans la Confédération. Un lien antique réunissait déjà ces deux principautés à la Suisse. Il l'a resserré encore davantage, et n'a pas craint de sacrifier quelques-unes des prérogatives de la souveraineté pour donner aux Neuchâtelois le droit d'être Suisses et la force qu'ils pourraient tirer de leur union.

Si le Roi de Sardaigne faisait recevoir la Savoie dans la Confédération Helvétique, aux conditions auxquelles le comté de Neuchâtel y a été reçu, pour former un ou deux Cantons, il n'en conserverait pas moins le titre de Duc de cette contrée, à laquelle ses ancêtres ont attaché leur gloire; il n'en tirerait pas moins, par une capitulation, six Régiments provinciaux, qui conserveraient dans ses armées le nom et l'hérédité d'honneur qu'ils y ont toujours occupés. Il n'en nommerait pas moins le gouverneur de la Savoie, qui exercerait les fonctions de Vice-roi, de concert avec les autorités du pays. D'autres fonctionnaires publics, civils et ecclésiastiques, seraient de même à sa nomination, précisément dans les limites dans lesquelles le Roi de Prusse a renfermé lui-même son autorité, et l'ancienne noblesse savoyarde conserverait pour la couronne l'attachement et la fidélité qui la distinguent. Seulement le Roi serait obligé de renoncer, en faveur des autorités cantonales, des administra-

tions populaires, formées sur le modèle de celles de Neuchâtel, à cette mesure d'autorité qu'aussi bien il est forcé de déléguer à ses Ministres. Il laisserait établir en Savoie une Constitution, qui remplacerait pour lui les soldats et les forteresses. Il permettrait que le nouveau Canton, se soumettant pleinement aux charges fédérales, ne fournît par des levées forcées de soldats qu'à la Diète, et ne prît part à aucune guerre, si ce n'est à celles que la Diète elle-même aurait déclarées. Il renoncerait à faire entrer jamais des corps de troupes en Savoie, et à cette condition, il serait assuré qu'aucune autre troupe n'y entrerait point non plus. Jamais il n'aurait plus à craindre que des armées françaises traversassent le Mont Cenis, le Petit ou le Grand St-Bernard et le Simplon. Toute cette frontière serait gardée pour lui, mais aux frais de la ligue des Suisses. La Confédération tout entière se trouverait garante de la Savoie, et en gardant ses passages les plus hasardeux de tous, elle serait aussi indirectement garante de la sûreté du Piémont. Cependant un peuple ami et neutre protégerait toujours son commerce. Turin a besoin de Lyon, et Lyon de Turin, mais la communication entre ces deux villes serait bien plus sûr et plus active, une fois que le chemin de l'une à l'autre ne pourrait jamais être occupé par des troupes, ou coupé par des opérations militaires.

La Savoie et le Valais auraient la charge de maintenir, moyennant un péage, les deux routes du Mont Cenis et du Simplon. Ces deux Cantons conserveraient au commerce du monde ces deux magnifiques monuments, et les déroberaient au fléau de la guerre, et les revenus de ce pays toujours si pauvre, contribueraient encore ainsi à la richesse et à la prospérité du Piémont.

* * *

Lettres inédites de Sismondi à Marc-Auguste Pictet.¹⁾

Paris 9 mai 1815.

Mon cher professeur,

.....

Vous jugerez aisément avec quelle inquiétude j'ai vu dans les journaux compter Genève parmi les Cantons qui auraient voté pour la guerre.²⁾ Il faudrait que la tête eût absolument tourné à nos compatriotes. Je ne puis le croire, et j'en demande avec instance, si cette accusation n'est pas fondée, qu'on la démente. Il me semble qu'on s'aveugle furieusement chez nous sur l'état de la France, et sur la force des partis qui vont commencer la guerre. Mais je suis bien sûr que ni vous, Monsieur, ni M. Prevost,³⁾ ne sont parmi les aveugles. J'aurais eu bien grand plaisir à causer avec ce dernier dont les vues sont toujours si

¹⁾ Marc-Auguste Pictet (1752—1825), physicien genevois, frère de Pictet de Rochemont, ancien maître de Sismondi à l'Académie de Genève, puis son collègue à l'Académie et au Conseil Représentatif.

²⁾ Voir p. 37 ci-dessus.

³⁾ Pierre Prevost (1751—1839), physicien, littérateur, publiciste et traducteur d'Adam Smith et de Malthus, aussi collègue de Sismondi à l'Académie et au Conseil Représentatif. Son attitude en cette occasion devait bien décevoir Sismondi, puisque c'est lui qui fut chargé du rôle ingrat de faire ratifier la convention du 20 mai par le Conseil Représentatif. Voir p. 37 ci-dessus.

justes et si sages. Avec de la sagesse nous sommes sûrs de maintenir notre indépendance, mais c'est que de la sagesse, ce n'est pas une chose commune

Paris, rue Grenelle 26, le 9 mai 1815.

J. C. L. de Sismondi.

Paris le 28 mai 1815.

Monsieur et cher collègue.

.

J'ai vu en effet la lettre de Mr. Eynard, dans le journal de l'Empire, qui était extrêmement bien, et c'était tout à fait la mesure convenable de faire démentir par un seul individu, un bruit qui ne nous compromettrait que trop. Il n'aurait pas été de la dignité du Gouvernement de s'en mêler, et il ne faudrait pas même revenir trop souvent à nous disculper; la liberté complète de la presse dont on jouit, doit nécessairement faire imprimer beaucoup de sottises, et beaucoup de nouvelles très hasardées. Il faut laisser tomber le plus grand nombre sans y faire attention. Vous aurez pu voir cependant que j'ai relevé dans le *Moniteur* du 25 un article publié la veille dans les journaux de Paris, qui aura pu paraître menaçant à nos compatriotes. Il n'y a pas la moindre idée de menace dans le gouvernement et bien au contraire, il y a un vif désir de conserver la neutralité helvétique, et d'entretenir des relations de bon voisinage, mais il y a aussi le sentiment qu'on s'écarte sans cesse à leur égard de cette neutralité. Je passai hier la soirée avec ce même maréchal de Grouchy qui par ses mouvements avait causé de l'inquiétude à Genève et qui, sentant de l'affection pour nous, était vraiment affligé de la partialité que manifestaient à toute heure les Genevois contre la France: il disait autant le pays de Vaud avait une conduite franche et ferme, autant les Genevois, en se disant neutres, se manifestaient ennemis. Est-il possible que la passion aveugle si complètement sur l'intérêt et le devoir? Jamais un grand peuple n'oublie les provocations d'un petit, quelque forme de gouvernement qu'il reçoive; quels que fussent les événements de la guerre, les Français nous revaudraient un jour notre mauvaise volonté; tandis qu'une ferme neutralité, une ferme détermination à nous défendre contre tous également, unies à des formes bienveillantes, serait dans ce moment-ci un moyen de gagner leur reconnaissance, en remplissant notre devoir de Suisses, et même notre devoir envers les Coalisés. — J'apprends avec non moins d'inquiétude qu'on parle à Zurich de faire partir Mr. de Tschann pour la cour de Louis XVIII à Gand. C'est le même qui était ambassadeur auprès de lui ici, mais certainement ce n'est pas observer la neutralité que d'envoyer une ambassade au Roi des transfuges, tandis qu'on ne conserve plus de relations diplomatiques avec la nation et son chef. La neutralité, c'est l'existence entière de la Suisse: elle est perdue si elle ne la fait pas respecter; ce n'est point par des négociations qu'on y réussit, mais par une ferme résolution notifiée à toutes les puissances, de repousser toute violation par toutes les forces nationales, et de se joindre à celui des deux qui ne l'avait pas violée.

Mais pour inspirer cette confiance, cette crainte même, sans laquelle on n'a point de garanties, il faut que la neutralité soit secondée par une vraie impartialité; non si vous voulez des individus, ce qui est impossible, tout au moins des Gouvernements. Dans la conversation unique que j'ai eue avec l'Empereur¹⁾ il me dit en effet quelques mots sur Genève, à l'éloge des Genevois, et en encouragement de faire respecter la neutralité, mais ce furent seulement quelques mots; il me parla plus longuement de la Suisse, plus longuement encore de l'Italie, et surtout de la France, de l'esprit national, de la constitution, de la littérature. Cette conversation de trois quarts d'heure est certainement le moment le plus remarquable de ma vie, je commence à sentir bien du regret de n'avoir pas écrit tout de suite tout ce qu'il me dit. — Je vais assez souvent chez M. de Rumford, qui est à présent fort zélé pour la défense de la France contre les étrangers, quelquefois Mr. d'Humboldt, qui continue à faire croire à chacun qu'il est de son avis, en se moquant avec lui d'un troisième, rarement Mr. Gallois, qui est fort bien et très bon Français, plus du tout Mrs. Suard et Guizot, qui sont étrangers²⁾

. . . le 31 mai 1815.

Votre lettre du 26 mai, Monsieur et cher collègue, m'a causé une vive émotion, d'une part j'ai été très touché de votre approbation de mon morceau sur la neutralité,³⁾ d'autre part j'ai été confondu de la nouvelle que vous me donnez sur la détermination de la Diète. Elle ne pouvait pas dans la situation où est la Suisse en prendre une plus dangereuse, et j'ose dire plus coupable. Car dès qu'elle est décidée à ne pas faire respecter sa neutralité, à admettre de la part de l'un des partis seulement, des cas d'urgence, où elle la laisserait violer au préjudice de l'autre, il valait encore mieux ne faire aucun armement, et laisser le pays ouvert, soit en se reposant sur la bonne foi des voisins, soit en résignant à ce que la Suisse devienne le théâtre de la guerre. Le déshonneur pour le nom suisse serait moindre, à ne pas résister quand on ne peut pas le faire, et les conséquences à l'avenir seraient moins fâcheuses. — Notre sort repose à présent sur un coup de dés, il ne s'agit plus que de l'attendre avec la résignation de la nécessité, en nous disant bien qu'au moment où la neutralité sera violée, l'indépendance sera perdue, et peut-être toutes les fortunes privées avec la fortune publique. Mais voici notre chance. Si l'Autriche n'est pas encore prête, elle ne réclamera point encore cette urgence qui n'est pour elle autre chose que l'occasion avantageuse de frapper un grand coup. Si pendant ce temps la guerre, comme je le crois, s'engage avant quinze jours en Belgique, si une victoire brillante des Français leur rend la

¹⁾ Sur cette entrevue, voir le récit circonstancié qu'en a laissé Sismondi et qu'a publié Pascal Villari sous le titre *Une conversation de Napoléon I^{er} et de Sismondi*, dans la *Revue Historique*, t. I^{er} p. 258 à 251.

²⁾ C'est-à-dire hostiles à Bonaparte. Singulière expression dans la bouche d'un Genevois!

³⁾ Faut-il voir dans ces mots une allusion au mémoire? Cela n'est pas impossible. Mais nos recherches à ce sujet dans les papiers de M.-A. Pictet et ailleurs, étant restées tout à fait stériles, ne nous permettent pas de l'affirmer.

frontière du Rhin, les magistrats insensés qui consentent aujourd'hui à laisser traverser leurs pays aux armées, dans l'espérance que la conquête de la France sera l'affaire de six semaines, commenceront à ouvrir les yeux. Ils verront tout au moins que la guerre sera longue, et que la France pourrait trouver les mêmes avantages que Massena trouve déjà, à la porter en Suisse; ils sentiront que plus de la moitié des cantons ne partagent point les préjugés et les passions des magistrats, et qu'une invasion française amènerait très probablement une révolution dans les cantons oligarchiques. La peur les rendra plus sages, et ce sera le moment de faire un nouvel effort pour obtenir, non plus une neutralité perfide qui se réserve les moyens de surprendre celui qu'elle fait désarmer, mais la neutralité réelle et impartiale, qu'on établit parce qu'on veut l'avoir, qu'on maintient parce qu'on sait la défendre, et pour laquelle on n'a besoin du consentement de personne. Après les premières victoires, la neutralité suisse sera encore avantageuse à la France, de sorte qu'on sera encore à temps de négocier. Pour à présent je crois qu'il n'y a rien à faire. L'urgence réservée par les Autrichiens n'est nullement le cas d'une provocation de la France, mais au contraire d'une démonstration de faiblesse. Je crois qu'il ne peut pas y avoir de doute que la France respectera jusqu'au dernier moment la neutralité suisse, mais 24 heures après une invasion autrichienne nous serions attaqués à Genève; et très probablement pris en deux jours. Que penser de députés, qui sans aucune sorte d'intérêt dans la querelle; sans provocation d'aucun genre; sans moyens de soutenir la guerre, s'exposent à y engager la Suisse, à l'attirer dans leur pays, à perdre les avantages incalculables de commerce et d'asile qu'elle aurait recueillie en restant seule neutre et tranquille au milieu de la conflagration universelle! que penser de ceux qui stipulent d'avance une clause déshonorante pour leur pays, une clause qui couvre la guerre sous des paroles de paix! Je ne ferai pour à présent aucun usage de la communication que vous avez la bonté de me faire, je craindrais de compromettre notre pays, sans avantage pour lui. Mais dans quinze jours, je m'en flatte, une victoire aura déjà changé la disposition des esprits, et ce sera le moment unique pour faire un dernier effort en faveur de la neutralité de bonne foi, en faveur de l'honneur de la Suisse, et de l'indépendance de Genève. Je vous envoie par la poste mon petit écrit sur la constitution.¹⁾

Valavran près Genève.

William E. Rappard.

¹⁾ *Examen de la Constitution française*, Paris (1815). Cette brochure est composée des articles que Sismondi fit paraître dans le *Moniteur* (numéros des 29 avril, 2, 6 et 8 mai 1815) pour défendre l'Acte Additionnel, dans la rédaction duquel son compatriote Benjamin Constant avait eu une si grande part.

Besprechungen und Anzeigen.

Wir bitten um Zustellung von Rezensionsexemplaren derjenigen Arbeiten, deren Besprechung an dieser Stelle gewünscht wird.

Frohnmeyer, Oskar. *Gempenplateau und unteres Birstal.* Eine geographische Studie. Basel, Verlag Helbing & Lichtenhahn, 1917. 63 S. —

In der Bestimmung seines Themas schwankt der Verfasser. Im Vorwort verspricht er «die Landschaft nach anthropogeographischen Gesichtspunkten zu beschreiben», während er auf dem Titel nur von «geographischer Studie» spricht. Aber abgesehen hievon ist diese ca. 60 Seiten umfassende Arbeit ein sehr zu begrüssender Beitrag zur Kenntnis des Rhein-Birswinkels. Nach einem straffen Bild über die natürliche Beschaffenheit, behandelt F. den Gang der Besiedelung. Für Höhlenbildung waren die geologischen Verhältnisse dieser Landschaft günstig gewesen. Daher fand auch der Steinzeitmensch hier Unterkunft, wie Fritz Sarasin nachgewiesen hat. Keltische Siedelung in der Gegend von Gempen lässt sich urkundlich vermuten. Römische Niederlassungen sind nicht selten nachzuweisen. Aber erst die Alemannen gaben dem nur 25 km² umfassenden Gebiete völkischen Stempel. Der Ausbau der Hofsiedelung zur Dorfform ward um 1400 vollzogen. Weil arm an Wasserkraften, hat das Gempenplateau die Industrie nicht locken können wie das untere Birstal. Daher ist jenes von Basels Einfluss frei geblieben. — Deutlich weist der Verfasser durch vergleichendes Kartenstudium und Benützung der reichen historischen Literatur im einzelnen nach, wie der Wald vom Menschen zurückgedrängt wurde, wie Wege entstanden, wie die alte Dreifelderwirtschaft verschwand, wie Gewässer der Technik des Menschen sich fügen mussten, wie die Matte den Acker verdrängte, bis der heutige Weltkrieg den Getreidebau auch hier zu neuem Leben erweckte. — Fünf vom Verfasser bearbeitete Kärtchen erleichtern dem Leser den Gang durch die Studie. Deren Sprache ist zumeist trocken, zu sehr statistischer Natur, was zwar dem objektiven Werte nicht schadet, wohl aber das Lesen selten zum Genusse gestaltet.

Zofingen.

Ernst Jenny.

Schlachtjahrzeitbuch von Uri. Im Auftrage der hohen Landesregierung als Andenken an die sechste Jahrhundertfeier der Schlacht am Morgarten und zur Erinnerung an die 1316 zu Uri angefertigten Bundesbriefe, hg. von Dr. Eduard Wymann, Staatsarchivar, o. O. [1916] XLVI + 78 S.

Am Sonntag nach Fronleichnam 1489 beschlossen Landammann, Rat und gemeine Landleute des Landes Uri, als Dankes- und Erinnerungsfest an

die zahlreichen Siege der Urner und anderer Orte der Eidgenossen, in denen sie «mit wenig lüten gross getaten und merklich überwindung bys jetz getan haben, sonderlich und zum ersten am Morgarten, darnach zuo Louppen, ze Sempach, ze Bellentz, an der Letzi und vor Zürich am Silfeld, zuo Ragatz und ze Basel an der Pirss, ze Castilion, zuo Elicourt, ze Granse, ze Murten, ze Nanse und zuo letscht in unserem Land Lifinen ze Girniz (Giornico),» jährlich am 10 000 Rittertag in allen Kirchen des Landes eine «Jahrzeit und Gedechnis» zu feiern. An die Feier dieser Kampfstage und der dabei Gefallenen schloss sich die Erinnerung auch an die spätern kriegerischen Ereignisse an, bis auf die heutige Grenzbesetzung. In die Jahrzeitbücher der einzelnen Kirchen wurden zu diesem Zwecke die Namen der in den verschiedenen Schlachten und Kämpfen Gefallenen mit kurzen Einträgen über den Verlauf der betreffenden kriegerischen Ereignisse eingetragen. Bis zum Jahre 1489 gehen diese Notizen auf Angaben älterer Jahrzeitbücher oder auf Volkstradition zurück; von da an wurden sie jeweilen unmittelbar nach dem betreffenden Ereignis z. T. auf Grund von Angaben der Augenzeugen gemacht. Auf diese Weise wuchsen sich die Jahrzeitbücher der Urner Kirchen zu förmlichen «eidgenössischen Kriegschroniken» und zu eigentlichen primären Quellen der Urner und der allgemein eidgenössischen Kriegsgeschichte aus.

Der Urner Staatsarchivar, Dr. E. Wymann, hat diese Schlachtjahrzeit unter Benützung der Einträge in den Jahrzeitbüchern der verschiedenen Gemeinden zusammengestellt und durch den Druck zugänglich gemacht. Die Notizen über die einzelnen kriegerischen Ereignisse und die Namen der dabei Gefallenen beginnen mit der Schlacht bei Morgarten und reichen bis zum Sonderbundskrieg. In den Anmerkungen gibt der Herausgeber die abweichenden Stellen aus den verschiedenen Jahrzeitbüchern. Für die Namen der bei Morgarten und in den späteren Kriegen Gefallenen wird aus allen erreichbaren Quellen urkundliches Material beigebracht und damit die Zuverlässigkeit auch dieser auf frühern Aufzeichnungen oder Überlieferung fussenden Einträgen bis zu einem gewissen Grade gestützt. Andere wertvolle Ergänzungen bringen die Jahrzeiten einzelner Urner Familien.

Eine Anzahl von Abbildungen schmücken die kleine Festschrift. Ein Vorwort befasst sich mit den noch vorhandenen Erinnerungszeichen an die Schlacht am Morgarten, wobei in den noch nachweisbaren Traditionen der ihnen zu Grunde liegende geschichtliche Kern blossgelegt wird. Die sorgfältige und mit voller Beherrschung des Stoffes durchgeführte Edition dieser Jahrzeiten wird als Quelle für unsere Kriegsgeschichte gute Dienste leisten.

Zürich.

Hans Nabholz.

K. Meyer. Die Capitanei von Locarno im Mittelalter, herausgegeben von den Familien von Muralt in Zürich und Bern und der Familie von Orelli in Zürich; bearbeitet von Karl Meyer. — Zürich, 1916, XX, 555 pag., 21 tavole e carta storica.

Nel corrente del 1911 vedeva la luce uno studio di grande lena riguardante la storia delle valli ambrosiane ticinesi, da Federico Barbarossa a

Enrico VII di Lussemburgo.¹⁾ Era un lavoro sommamente interessante, perchè apriva agli studiosi un periodo di storia ticinese quasi interamente sconosciuto. E vi abbiamo visto, tra altro, magistralmente esposta la vita economica delle valli, che faceva capo alla vicinanza; le aspirazioni verso la libertà, anteriori alla fondazione della Confederazione Svizzera (alleanza tra Blenio e Leventina nel 1182); l'organizzazione del governo dei Canonici del Duomo di Milano, ecc. Quell' opera di pregio grande usciva dalla penna di un giovane studioso, il Dr. Carlo Meyer, di Lucerna, che con vero intelletto d'amore e con affezione sincera e disinteressata pel nostro paese si era dato alle ricerche storiche nel nostro cantone.

Vede ora la luce un' altra opera poderosa dello stesso autore, la storia cioè dei Capitanei o nobili di Locarno nel Medio Evo. Dal titolo parrebbe che il Dr. Meyer si limiti nel suo lavoro solamente alla storia dei baroni di Locarno. In realtà non è così, poichè non vi è indubbiamente nel Ticino un' altra regione, in cui la storia di alcune famiglie più si confonda colla storia di tutta la terra. Nella storia delle famiglie nobili locarnesi si ha la storia di Locarno e della sua pieve e ci viene esposta in un grosso volume; che si presenta sotto una veste elegantissima, dotato di illustrazioni ricchissime, di tavole, di documenti, ecc.

Il Dr. Meyer divide il suo libro in tre parti: esposizione storica, genealogie e documentazione.

Dopo una breve introduzione di dieci pagine, l'Autore divide la parte espositiva propriamente detta in quattro capitoli suddivisi in paragrafi: le famiglie nobili, i feudi dei Capitanei, la signoria politica, le vicende politiche.

L'introduzione dà una veduta generale, diremmo, dell' ambiente. La pieve di Locarno abbracciava il territorio degli attuali distretti di Locarno e di Vallemaggia, con Contone (passato più tardi al distretto di Bellinzona) e senza Brissago (che fino al 1342 formò una minuscola repubblica indipendente). Il termine *pieve* non aveva solamente un significato canonico, ma indicava pure la circoscrizione civile. *Locarno*, nel Medio Evo, non significava il capoluogo, allora chiamato *burgus de Vico de Locarno*, ma tutta l'estensione della pieve.

Il territorio, che in antico dovette formare un solo grande patriziato, si divideva in vari patriziati o vicinanze con organi amministrativi propri. Le vicinanze si dividevano in tre gruppi. Il primo gruppo era costituito da 17 vicinanze: Vico (Locarno), Ascona (con Ronco), Losone, Intragna (con Golino e Verdasio), Centovalli, Onsernone, Tegna, Pedemonte (Verscio, Cavigliano e Auressio), Solduno, Consiglio Mezzano (ora Muralto e Orselina), Minusio, Brione S. M., Contra, Gordola, Piandescio, Dido-Curogna (sopra Reazzino) e Contone. Il secondo gruppo era formato dalle due vicinanze del Gambarogno e di Indemini. Il terzo da 15 vicinanze: Avegno, Gordevio, Lodano-Moghegno, Maggia, Coglio, Giumaglio, Someo, Cevio, Bosco,

¹⁾ Blenio und Leventina von Barbarossa bis Heinrich VII. — Ein Beitrag zur Geschichte der Südschweiz im Mittelalter. Luzern, Verlag von E. Haag, 1911.

Bignasco, Cavergho, Brontallo-Menzonio, Lavizzara (divisa nel 1374 in cinque vicinanze di Broglio, Prato, Sornico, Peccia e Fusio: si ha un rimasuglio dell' antica grande vicinanza nella *comunella* Fusio-Peccia-Prato-Sornico), Verzasca e Mergoscia.

Nei sec. XIII e XIV Ascona è sempre associato con Locarno. Il terzo gruppo si separò da Locarno agli albori del sec. XV per formare una circoscrizione amministrativa separata, dalla quale però la Verzasca e Mergoscia si staccarono nuovamente più tardi per far ritorno a Locarno (origine del distretto di Vallemaggia. Il Gambarogno godette sempre di una grande autonomia.

Politicamente dal sec. XII al 1315 Locarno non fu che un distretto della repubblica di Como, senza diritti, con una piccola autonomia, ma senza rappresentanti nel governo. A Como si concentrava tutto ed a Como bisognava far capo anche per una minima lite. Como mandava un suo rappresentante col nome di potestà, di rettore o di vicario generale, con un vicario; nominava anche i notai. A quest' epoca Locarno, come anche Bellinzona, avevano molto da invidiare alle valli ambrosiane, specialmente il loro parlamento generale, indice di grande autonomia.

Dal sec. XIII a Locarno appare solo il consiglio generale, costituito dai rappresentanti delle comunità, con poteri, si può dire, quasi esclusivamente fiscali, a favore della repubblica di Como. Le vicinanze si governavano nelle loro faccende come l'intendevano, ma i consoli avevano poteri giudiziari irrisorivi (fino a 10 soldi). Importante appare l'istituto dell' arbitrato.

Nel sec. XIV Locarno aumenta le sue autonomie, che durano fino alla repubblica Elvetica. Politicamente ottiene l'indipendenza dal 1315 al 1342, anno in cui cade sotto il dominio milanese durato fino alla conquista svizzera.

Chechè sia però delle libertà del Locarnese, non si possono paragonare colle libertà di Blenio, di Leventina e di Brissago. Locarno è sempre un paese soggetto. Una sola circostanza dà al Locarnese un carattere speciale: la situazione privilegiata della corporazione dei nobili, che vi durò per sei secoli. Locarno, nella regione delle Alpi, è l'unica che abbia conservato un carattere aristocratico; lo mantenne durante e malgrado il movimento comunale, sotto le città-repubbliche d'Italia, sotto la dominazione svizzera, fino alla Rivoluzione francese. È per questo che si può dire che la storia dei suoi nobili è in pari tempo la storia della pieve di Locarno.

Il I° capitolo parla delle famiglie dei nobili. I Capitanei locarnesi, nei loro rapporti corporativi, erano divisi in due gruppi: gli Orelli e i Muralto. Degli Orelli facevan parte, oltre le famiglie di questo nome, anche i della Rocca, i Magoria, i nobili di Gnosca (risiedevano nel castello, dove ora sorge la cappella di S. Carpofo), di cui un ramo si stabilì a Bellinzona e fondò la chiesa di S. Maria (ora S. Rocco). Ai Muralto appartenevano anche i nobili Duno di Ascona, finchè questi si costituirono in corporazione indipendente nel 1311 fino alla loro scomparsa nel 1689. — Alla fine del sec. XIV non rimangono che le tre parentele: gli Orelli, i Magoria ed i Muralto.

I nobili costituivano una propria corporazione politica ed economica: era un organismo fiscale di fronte al sovrano e possedeva beni propri. Nominava tutti i membri del consiglio generale della pieve e la maggior parte dei funzionari. Quali suoi organi la corporazione aveva: a) l'assemblea dei nobili, composta di tutti i Capitanei e radunata una volta all'anno nella chiesa di S. Francesco; b) tre canepari o anziani, nel sec. XV detti anche potestà, uno per ogni parentela degli Orelli, dei Magoria e dei Muralto; i canepari avevano l'amministrazione effettiva, incassavano le imposte, radunavano e presiedevano l'assemblea dei nobili; c) il notaio, che poteva essere anche non nobile.

Per ciò che riguarda l'origine dei Capitanei, il Meyer distrugge la leggenda della loro provenienza comune dalla Francia e dimostra che i Capitanei di Locarno sono di origine longobarda, che il loro rango corrisponde a quello dei valvassori maggiori (aventi cioè il feudo direttamente dal signore) e che in dignità corrispondono esattamente ai baroni di Germania.

Le entrate delle famiglie nobili erano costituite dai redditi dei loro feudi particolari e dei loro beni allodiali, come pure dalle entrate della corporazione, che erano divise dopo fatta la deduzione delle spese comuni e delle imposte. Una parte dei Capitanei viveva di cavalleria.

Per rispetto alle vicinanze, i Capitanei sono affatto indipendenti; formano essi stessi una propria vicinanza (*burgus de Vico*) e nulla, neppure il servizio militare, hanno di comune coi borghesi.

Interessanti sono i rapporti dei nobili colle chiese, specialmente con S. Vittore, il cui capitolo esisteva già nel 1152. Molti di essi diventano canonici prebendari sì bene, che qualche volta hanno la maggioranza nel capitolo. Possiedono due sole chiese particolari o gentilizie: S. Sebastiano in Ascona e S. Maria (S. Rocco) in Bellinzona. Largheggiano poi di doni a vari conventi e chiese, tra cui quella della Madonna del Sasso.

Il capitolo 2° espone la lunga teoria dei feudi imperiali e del vescovo di Como, che i Capitanei avevano nella e fuori della pieve di Locarno ed eran goduti collettivamente dalla corporazione o dalle singole famiglie. Già nell' 866 la corte di Locarno è oggetto di donazione dell'imperatore Luigi II a sua moglie Enghelberga. Sede principale della curia imperiale era Ascona; ma dei feudi imperiali non si parla più dopo il 1311. — I feudi vescovili erano i più numerosi e di origine diversa. I Capitanei avevano varie regalie ed il diritto di decimazione nella e fuori della pieve, avuto in feudo dal vescovo di Como. A questo proposito il Meyer mostra la ripugnanza delle popolazioni a subire questi pesi ed i tentativi, che fecero per liberarsene, tentativi che riuscirono solo parzialmente, poichè parte delle decime si conservarono fino al sec. XVIII. Non sempre i nobili godevano direttamente i loro feudi; di solito appaltavano la decima e davano in sotto-feudo anche le regalie. L' A. mette acutamente in rilievo l'importanza avuta da questi sotto-feudatari nelle lotte tra Guelfi e Ghibellini e come Milano ed i Rusca sempre li combattessero.

Interessante è la questione delle regalie: del loro godimento, della divisione dei frutti tra i nobili ed i borghesi (quando questi vi avevano

diritto), della loro storia, della loro importanza per la corporazione nobile, di cui coprivano tutte le spese, e per l'esistenza delle singole famiglie. Le regalie erano numerose e svariatissime. Accenniamo solo al grande pedaggio, che da solo rendeva da sette a quattordici volte più di tutte le altre regalie prese insieme, e la regalia del mercato esistente già nel sec. XII, che prova che il mercato quindicinale del giovedì a Locarno (come quello del sabato a Bellinzona) è di una grande antichità. Chi vi partecipava, vi godeva delle più ampie guarentigie per lo spazio di quattro giorni.

Il 3° capitolo è consacrato alla sovranità politica dei Capitanei. Grande ne era l'ambito. La corporazione dei nobili nominava del consiglio generale, non solo i suoi rappresentanti, ma anche quelli degli altri corpi giuridici. Nominava inoltre altri sedici funzionari della pieve. È sommamente interessante il vedere qui l'ascensione del pensiero democratico e come a poco a poco le vicinanze venissero ad acquistare esse il diritto di nominare i loro rappresentanti. La corporazione dei nobili aveva veri diritti costituzionali, potendo mutare anche gli statuti della pieve.

Il regime fiscale è delineato con grande precisione. I nobili formavano un organismo fiscale proprio. Per essi non valeva lo statuto territoriale — come era il caso per il resto della popolazione —, ma quello personale; pagavano alla corporazione, e questa s'incaricava di versare le imposte al Signore. Nel regime fiscale si ha un indice dell'antica prosperità economica dei nobili. Così ad es. nel 1403 pagavano $\frac{1}{6}$ di tutte le imposte della pieve, essi che formavano forse $\frac{1}{100}$ della popolazione. Subito dopo decadono e nel 1422 pagano soltanto $\frac{1}{10}$ o $\frac{1}{12}$; si è che nel frattempo erano stati spogliati dai Visconti del grande pedaggio, loro primo cespite d'entrata.

Gli Orelli avevano poi signorie loro proprie. Celebri sono quelle di Biasca, di Blenio e di Brissago. È uno squarcio interessantissimo della storia di queste comunità, che il Meyer ci espone, trattando di queste signorie degli Orelli. Per Blenio, Leventina e Biasca è tutto un istoriato dei rapporti di quelle comunità cogli Orelli, cogli Ordinari di Milano, coi Visconti e coi Pepoli, della sollevazione di Blenio e della caduta di Serravalle (1402), cose tutte, di cui l' A. già trattò magistralmente nella sua opera già citata «Blenio und Leventina». — Sommamente interessante è la storia della signoria degli Orelli su Brissago. Questo borgo visse una vita autonoma per il corso di cinque secoli; salvo una breve interruzione nell'ultimo decennio del sec. XIII, dipendette fino al 1342 immediatamente dall'impero, il che equivaleva ad una indipendenza effettiva. Nel 1342 i Visconti s'impadronirono di Brissago, come di Locarno, e gli Orelli ne perdettero per qualche anno l'avogadria. Nel 1439 i Rusca sono signori di Brissago, ma il borgo conservò la sua autonomia amministrativa cogli Orelli per avogadri. Nel 1798 scomparve ogni traccia del passato e gli Orelli vi perdettero ogni diritto in seguito all'incorporazione di Brissago nel distretto di Locarno.

Il capitolo 4° ci dà la storia politica dei Capitanei, dal loro primo apparire nel sec. XII fino alla perdita dei loro diritti e privilegi.

Nel 1186 (diploma di Federico Barbarossa) i nobili appaiono ancora dipendenti immediatamente dall' impero. Ma Como è sull' espandersi, tenta e riesce nella conquista di tutti i territori formanti la diocesi di Como e Locarno, non protetta dall' impero, cade sotto la dominazione comasca: nel 1210 non si parla più di dipendenza immediata dall' impero. I Capitanei vedonsi minacciati nei loro privilegi e parecchi di essi, per aver voce nelle cose della repubblica, vanno ad abitare Como. Quivi sono alle dipendenze dell' autorità, è vero, ma alla loro volta si fanno capi-partito. Ciò spiega come i baroni di Locarno, i Muralto e soprattutto gli Orelli, abbiano avuto una parte così attiva e spesso preponderante nelle lotte tra Guelfi e Ghibellini.

È cosa difficile di fare un' esposizione breve e chiara di queste vicende aggrovigliate. Fra tutte si erge grandiosa la figura di Simone Orelli, di cui l' A. ci narra le imprese, che spesso si confondono colla storia di Locarno. Abbandona Como fatta Ghibellina (1239) e lo vediamo a capo della pieve di Locarno resasi indipendente da Como (fino al 1249); nel 1242 sta all'assedio di Bellinzona assieme con Enrico de Sacco. La caduta di Bellinzona determina la conquista del Sottoceneri da parte di Milano. Simone è capitano dei Milanesi a Gorgonzola (1245), dove Enzo, figlio di Federico II, è fatto prigioniero. Troviamo Simone nei rapporti degli Orelli colla Rezia, dove è sconfitto ad Ems (1255) e fatto prigioniero nella lotta dei nobili grigioni contro il vescovo di Coira; poi nel Vallese, dove con Pietro II di Savoia, col conte di Gruyère, con Berna, coi Kyburg ed altri lotta contro il vescovo Enrico di Sion (1260). Morti Federico II (1250) e Corrado IV (1254), si hanno le guerre civili in Lombardia, echi delle lotte tra Guelfi e Ghibellini. È la lotta fra i capi-partito. Nel 1259 a Milano sale alla signoria il guelfo Martino della Torre, capo del popolo, che pose fine alle libertà comasche. I nobili di Milano e di Como fuggono capitanati da Ottone Visconti, più tardi arcivescovo di Milano e fondatore della potenza Viscontea. Simone con molti Orelli aiuta i fuggiaschi; ma Locarno, guelfa, si oppone, per cui è presa ed arsa (1262). I della Torre escono dalla lotta vittoriosi e potenti. Simone è fatto prigioniero e messo in una gabbia al Broletto di Milano (1263). I della Torre toccano l'apogeo della potenza con Napoleone (1265) e per opera loro Blenio e Biasca ritornano a Milano (1260—1270).

La riscossa ghibellina non si fece aspettare. Matteo Orelli toglie Biasca e Blenio ai della Torre (1273) e prende anche il potestato di Leventina. Simone è liberato dalla sua gabbia (1276), è eletto capitano del popolo di Milano e da qui innanzi sarà il braccio destro di Ottone Visconti, con cui lavorerà all' innalzamento della casa viscontea e, inconsciamente, alla rovina dei baroni locarnesi. — Nelle lotte, che si annodano a Ottone Visconti, troviamo Simone vittorioso alla battaglia lacuale di Germignaga, all' assedio mal riuscito di Arona e, dopo molte vicende, alla battaglia di Desio (1277), in cui fu vinto e fatto prigioniero Napoleone della Torre, che alla sua volta, fu chiuso in una gabbia ed esposto sulla torre del Baradello. — Desio fu la giornata, che decise delle sorti della Lombardia. Milano, Como e Locarno sono ormai in mani Ghibelline ed è consolidata definitivamente la Signoria

dei Visconti. È l'apogeo di Simone Orelli, che è eletto all' altissima carica di capitano generale «del comune e del popolo» di Milano.

Nei turbidi di Como del 1282 Simone sta coi Rusca, ghibellini, contro il vescovo Avvocati ed ha, con altri Orelli, una grande influenza. Alla rottura coi Rusca (1283), Simone ritorna ad Ottone Visconti e fa guerra ai Rusca; ma nella pace Simone e gli Orelli sono dati in balia dei Comaschi e Locarno torna sotto ai Rusca (1288). Simone muore prima del 1291.

All' epoca della lotta tra Papa Giovanni XXII e i Visconti, a Locarno si hanno riusciti moti d'indipendenza contro la dominazione dei Rusca (1315). I Capitanei dovettero avervi una grande influenza. Nel 1342 Locarno è presa da Giovanni e Lucchino Visconti, che vi costrussero un forte castello e spogliarono i nobili di molti beni. Anche Brissago cade in potere definitivo dei potenti signori milanesi; nel 1343 Blenio va perduto per gli Orelli, i quali conservano il potestato di Biasca al più tardi fino al 1370.

Sotto i Visconti i nobili vedono minacciate le sostanze, ma non i diritti politici. La pieve conserva la sua autonomia, malgrado che Locarno andasse soggetto al capitano del Lago Maggiore e ad un potestà; è così che i Capitanei conservano la loro antica influenza politica sulla pieve. Alla morte di Gian Galeazzo Visconti però (1402) ebbero molto a soffrire nei turbidi sopravvenuti. Essi perdettero allora la Vallemaggia e la Verzasca, che stanche della sudditanza, in cui erano tenute, riescono a separarsi da Locarno, separazione tacitamente approvata da Filippo Maria Visconti nel 1422. Un altro colpo sensibile ebbero nel 1412, quando il duca diede ai Frachignoni, cugini dei Rusca, Locarno ed il grande pedaggio, che, cessata la signoria dei Frachignoni nel 1422, rimase confiscato per sempre agli antichi possessori. Per questo molti Capitanei abbandonano la città natale.

Verso questo tempo ancora ricorre anche il tentativo — per allora fallito — fatto dalle popolazioni di strappare ai nobili le loro prerogative e mutare in senso democratico l'organizzazione aristocratica della pieve (1436).

Nel 1439 Locarno è ceduta dai Visconti a Franchino Rusca. Il governo di costui è duro, per cui al sorgere della Repubblica Ambrosiana, mentre Franchino vuole approfittare dell' occasione per costituire coi suoi territori un principato indipendente, i Muralto si uniscono al generale della Repubblica Ambrosiana per combatterlo. L'impesa dei Muralto va fallita (1449) e più d'un Muralto pagò colla vita lo scacco subito.

Nel 1500 Locarno passa sotto la breve dominazione francese e nel 1512—1513 sotto la Signoria svizzera. I Capitanei videro confermati i loro privilegi e rifiorire le loro finanze per il traffico aumentato, ma dovettero abbandonare ai non nobili i loro diritti politici. Nel 1555 il numero loro diminuisce per la migrazione a Zurigo e a Berna di molti di essi passati alla Riforma. Rimangono ai nobili le regalie e agli Orelli l'avogadria di Brissago.— Ogni diritto feudale cade poi alla Rivoluzione ed alla costituzione del Ticino in cantone autonomo. Nel corso del sec. XIX la corporazione perdette anche la maggior parte delle sostanze rimastele. Ora non possiede che due diritti di pesca sul Ticino e la pesca degli agoni lungo il Gambarogno. Sono gli

ultimi rimasugli, che si ergono come massi erratici, per usare della pittoresca espressione del Meyer, a testimonio di un lontano passato.

L'opera contiene poi numerosissime genealogie degli Orelli, dei Muralto e dei Magoria e finisce col testo di 23 documenti, tutti di una grande importanza per la storia di Locarno e dei suoi Baroni.

Tale è, brevemente e sbiaditamente esposta, l'opera del sagace Dr. C. Meyer. Nessuno vi è che non veda quanto sia importante la sua pubblicazione per la storia del Ticino; ma pochi sono coloro che si fanno un'idea anche lontana della somma enorme di lavoro, che l'opera è costata al Sig. Meyer. Egli ha la vocazione della storia e non bada nè a fatiche nè a stenti, pur di riuscire. A sua grande, anzi a sua prima lode, bisogna aggiungere che ha lo scrupolo della verità storica. Si può fare pieno affidamento su di lui e non abbiamo trovato una sola affermazione, che non fosse basata su prove rigorosamente storiche.

Al valente studioso delle cose ticinesi vada il nostro plauso incondizionato, le nostre sincere congratulazioni per l'opera felicemente terminata e l'augurio cordiale che abbia a continuare al Ticino la sua affezione ed il suo interesse, per cui altri lavori circa le nostre plaghe abbiano ad uscire dalla sua dotta penna!

Prima di chiudere queste righe ci è grato di dare un meritato elogio alle onoratissime Famiglie von Muralt e von Orelli di Zurigo e di Berna per l'opera da esse compiuta ad illustrazione della loro Famiglia. Furono veri Mecenati nell'incoraggiare le ricerche e nel rendere possibile, col loro appoggio munifico ed efficace, una pubblicazione di simile valore. È bella prova di attaccamento alla culla delle loro Famiglie ed è tributo prezioso offerto alla madre patria.

Fossero frequenti simili uomini facoltosi, che delle loro ricchezze fanno un uso sì nobile!

Lugano.

Dr. Celestino Trezzini.

Das Rottweiler Steuerbuch von 1441. Königsfestgabe des Rottweiler Geschichts- und Altertumsvereins von *Eugen Mack*. Tübingen 1917. Kommissionsverlag der H. Lauppschen Buchhandlung. Gross 4^o XIII und 155 S.

Seit *Gustav Schönberg* mit seiner Monographie über «die Finanzverhältnisse der Stadt Basel im XIV. und XV. Jahrhundert» (Tübingen 1879) zum ersten Male zeigte, in welcher ungeahnten Weise die Steuerbücher und register für die städtische Wirtschaftsgeschichte, und nicht nur für diese allein, fruchtbar gemacht werden können, hat die Publikation von mittelalterlichen Steuerquellen nicht mehr geruht. Einen besondern Rang nimmt die unter *Bernhard Harms'* Oberleitung von *Emil Dürr* publizierte Sammlung «Der Stadthaushalt Basels im ausgehenden Mittelalter» (bisher 3 Bände Tübingen 1909—1913) ein — aber gerade dieses grossangelegte Quellenwerk zeigt auch das Missliche einer solch umfassend geplanten Publikation: über der editionstechnischen Zubereitung des Materials kommt dann leicht

die Verarbeitung der Quellen selber ins Hintertreffen — und auf diese Verarbeitung und Ausmünzung des dargebotenen Stoffes durch den wirtschaftshistorisch geschulten Fachmann ist nun einmal jeder zunächst angewiesen, der nicht ex professo sich mit der städtischen Steuergeschichte beschäftigen kann und doch über ihre Resultate orientiert sein möchte.

Der Herausgeber der vorliegenden Jubiläumsschrift, dem wir bereits eine grundlegende Untersuchung über «Die Kirchliche Steuerfreiheit in Deutschland seit der Dekretatengesetzgebung» verdanken, (Tübinger Preisschrift, erschienen als Heft 88 der von Ulrich *Stutz* herausgegebenen Kirchenrechtlichen Abhandlungen, Stuttgart 1916) hat diese Nachteile einer allzu weitgespannten Publikation zu vermeiden gewusst. Seine Zugänglichmachung eines einzelnen, dafür aber besonders wichtigen Steuerbuches lässt hinsichtlich der Edition und der sie einleitenden und verarbeitenden Ausführungen, die erst das Einstellen der Quelle in den allgemeinen historischen und verfassungsgeschichtlichen Zusammenhang ermöglichen, kaum einen Wunsch offen.

In einem ersten Teil werden «grundlegende Fragen der Rottweiler Geschichte» abgehandelt. Wenn da an Einzelheiten sicher viel zu viel gebracht wird, so mag diese umständliche Breite im Charakter des Buches als eine Festschrift, die zugleich die Lokalgeschichte mit ihren mehr oder weniger bemerkenswerten Ergebnissen Revue passieren lassen soll, ihre Rechtfertigung finden; dem nicht lokalhistorisch interessierten Leser wird dadurch allerdings der Zugang hie und da erschwert. Zunächst wird, was schweizerische Leser interessieren wird, Rottweil als Zähringergründung nachgewiesen und die Entstehung des Marktes behandelt, bis sich dann die Ansiedlung zu einer eigentlichen Stadt im Rechtssinn entwickelt. *Mack* betont nachdrücklich (S. 23), die dem Marktherrn als Grundherrn zu entrichtende Abgabe sei ein Zins und keine Steuer gewesen. Dem wird man ohne weiteres beipflichten, denn sie beruhte ja auf einem rein privatrechtlichen Verhältnis zwischen dem König als Grundherr und seinen Ansiedlern. Nur möchte ich nebenbei die Frage aufwerfen, ob sich überhaupt durchweg Steuer und Zins auseinander halten lassen und ob nicht, wenn einmal der rechtsgeschäftliche Ursprung der Abgabe dem Gedächtnis entschwindet, der Zins allmählich in eine Steuer übergeht, zumal dann, wenn wie hier der Grundherr zugleich Stadtherr ist. Typisch ist, dass nach der Reichssteuermatrikel von 1241 Rottweil 40% der aufgebrachten Summe «sibi in edificio» behalten darf; einige Städte haben überhaupt nichts vom erhobenen Betrag ans Reich abzuführen. Hier liegt nun eine wirkliche Steuer vor; «der Städte Bau», eben die Befestigung, bildete, worauf *Andreas Heusler* in seiner eben erschienenen Geschichte der Stadt Basel wieder verweist (S. 14), einen Hauptgegenstand der städtischen Verwaltung überhaupt. Man kann darum ruhig mit *Mack* das grössere oder geringere Verhältnis zwischen dem von der einzelnen Stadt zurückzubehaltenden Betrag und dem Gesamtbetrag der Steuer mit der mehr oder weniger weit fortgeschrittenen Befestigung der Stadt, an der natürlich auch das Reich ein grosses Interesse hat, in Beziehung bringen. Ein sehr verdienstlicher Über-

blick über die sozialen Verhältnisse Rottweils vom 14. Jahrhundert bis zur Reformation schliesst die allgemein historische Darstellung. (Von einem «Kampf der Klassen» (S. 67) würde ich doch lieber nicht reden!) Charakteristisch für Rottweil ist, dass die Verschiebung der Stände und damit der politischen Machtfaktoren doch nicht zu einem ausschliesslichen Zunftregiment mit all seinen Nachteilen geführt hat wie etwa in Basel, sondern eine «enge und nicht bloss kurz dauernde Verbindung der Kapitalkraft der Geschlechter mit der Tatkraft der Zünfte bedeutet Rottweils Blüte».

Die eigentlichen steuergeschichtlichen Ausführungen S. 69 ff. weisen zunächst auf die Technik der Steuererhebung hin: es werden da ganz moderne Probleme praktisch; besondere Schwierigkeiten bereitete es offenbar, zwischen dem, was wir heute Vermögenssteuer und Einkommenssteuer heissen, die richtige Balance zu finden. Man sieht deutlich, wie sich die Steuertechnik noch fast vergeblich bemüht, das in Immobilien investierte Kapital zu erfassen. Sie sieht nur das bare Geld, das z. B. in der Form von Ewigzinsen eingeht, aber nicht die Vermögenswerte, die das Geld erzeugen, und so wird der Unbegüterte mit etwas Barvermögen ungleich stärker belastet als der Reiche, der von seinen Renten lebt. Schliesslich musste aber dann doch die Besteuerung lediglich nach dem Ertragsprinzip aufgegeben und das Wertprinzip angenommen werden.

Am Schluss wird das Steuerbuch von 1441, das im zweiten Teil in einem augenscheinlich sehr sorgfältigen Abdruck vorliegt, ausführlich besprochen. Ich kann auf Einzelnes nicht weiter eingehen; sehr hübsch ist die Feststellung auf S. 102 f.: «das wirksamste Urteil gegen Steuerdefraudation war das *Zugrecht* des Rates auf das eingeschätzte Gut und zwar zu dem vom Steuerpflichtigen genannten Betrag». Ein Wunsch sei schliesslich noch geäussert: das Register ist «topographisch angelegt» (S. 96) und von der Topographie Rottweils ist im ganzen Buche überhaupt viel die Rede. Da fehlt nun ganz entschieden das wichtigste: eine topographische Karte der Stadt, in der wenigstens die Lage des Königshofes, des Marktes, der «Orte» und Vorstädte und der Gotteshäuser verzeichnet ist; als Beispiel mag etwa die durchaus ausreichende Karte im ersten Bande von *Rudolf Wackernagels* Geschichte der Stadt Basel dienen. Vielleicht kann das (S. 152) in Aussicht gestellte Gesamtregister auch noch gerade diese Lücke, die einzige, die ich angesichts des entschieden zu reich dargebotenen Stoffmaterials namhaft machen könnte, ausfüllen!

Unsere einheimische Literatur, die ja überhaupt hinsichtlich der Städtegeschichte in ihren Vertretern wie *Schönberg* oder *Wackernagel* einen besonders hervorragenden Platz behauptet, ist erfreulicherweise durchweg berücksichtigt und zum Vergleiche herangezogen. Die überaus lehrreiche Darstellung von *Mack* wird darum auch schweizerischen Lesern manches zu sagen haben, vor allem möchte ich sie denen empfohlen halten, die etwa selber an die Publikation von steuergeschichtlichen Quellen schreiten wollen.

Basel.

Hermann Henrici.

Literatur zur schweizerischen Reformationsgeschichte.

- Farner, Oskar:** Huldrych Zwingli, der schweizerische Reformator. 70 S. Emmishofen, Johs. Blanke 1917. Fr. 1. —
- Burckhardt, Paul:** Huldreich Zwingli. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seines Lebenswerkes. 136 S. Zürich, Rascher & Co. 1918. Fr. 2. 50.
- Heer, Gottfried:** Fridolin Brunner, Reformator von Glarus. 55 S. Zürich, Zürcher & Furrer 1917. Fr. 1. 50.
- Miescher, E.:** Die Reformation in Basel und speziell zu St. Leonhard. 60 S. Basel, Missionsbuchhandlung 1917. Fr. 1. 20.
- Gauss, K.:** Reformationsgeschichte Liestals. Liestal, Druckerei zum Landschäftler. 58 S. 1917. Fr. 1. 20.
- Wipf, Jak.:** Sebastian Hofmeister, der Reformator Schaffhausens. 62 S. SA. aus «Beiträge zur vaterl. Geschichte Schaffhausens» 1917.
- Zum Gedächtnis der Reformation:** Vier Vorträge. 104 S. Basel, Helbing & Lichtenhahn 1917, Fr. 1. 50.
- Reformationsfeier an der Universität Bern.** Reden. 31 S. Bern, A. Francke 1917. Fr. 0.80.

Das Reformationsjubiläum hat ohne Ausnahme die hier zu besprechenden Schriften ins Leben gerufen; so sind sie ein Zeugnis für den jedenfalls vorhandenen ernstesten Willen, das Fest zu einer Neubelebung des historischen Sinnes führen zu lassen, von der richtigen, heute leider vielfach abschätzig beurteilten Einsicht aus, dass unsere beste Kraft in der Geschichte wurzelt. Es handelt sich in den vorliegenden Publikationen durchweg um ernst zu nehmende historische Forschung, die für die Geschichtswissenschaft eine Förderung bedeutet und dennoch gemeinverständlich gehalten ist. Das gilt vor allen Dingen von der Schrift des Pfarrers von Stammheim, Oskar Farner, die, auf den Massenvertrieb berechnet, doch in keiner Weise schlechte Massenware ist, im Gegenteil, der Zwingliforschung Neues und Wertvolles zu sagen hat. Das kommt daher, dass Farner, wie schon seine beiden grösseren Studien in den «Zwingliana» bewiesen, sich nicht nur an die Literatur über Zwingli gehalten hat, die er genauestens kennt, vielmehr selbst zu den Quellen hinabstieg und Unbekanntes aus ihnen hervorholte. Die ständige Belebung der Darstellung durch wenig gekannte, aber treffende Zwingli-Worte ist ein Hauptvorzug des Werkes. Wie hat es z. B. Farner verstanden, im 8. Kapitel «Persönliches» aus Briefnotizen, gelegentlichen Mitteilungen, Nachrichten der Freunde ein plastisches Bild zu entwerfen! Es geht ein warmer patriotischer Zug durch das Ganze hindurch, wie sich das für eine Festschrift ziemt, und dass der Pfarrer auch hie und da — nie aufdringlich, vielleicht mit der einen Ausnahme des Stichelns auf die unwirksame gegenwärtige Polizeistunde S. 36 — die Nutzenanwendung auf die Gegenwart macht, wird ihm niemand verübeln wollen; die Historie soll doch vitae magistra sein.

Farners Lebensbild gibt den gegenwärtigen Stand der Zwingliforschung im wesentlichen treffend wieder, und da ist doch gegen früher, auch gegen

Stähelin, manches neu erarbeitet worden. Vorab die Heranbildung Zwinglis zum Reformator, insbesondere seine Stellung zu Luther. Die Anschauung, wie sie Zwingli selbst ausgesprochen und jüngst nach den Hauptpunkten R. Steck (Zwingliana 1917, H. 2), auch A. Baur (Deutsche Literaturzeitung 1917, Nr. 46) wiederholten, dass der gleiche Quell aus zwei Röhren, unabhängig voneinander, sprudelte, ist nicht mehr zu halten; Farner betont mit Recht, dass die Heilslehre im Gegensatz zum humanistischen Moralismus, also das Tiefste seiner Weltanschauung, bei Zwingli auf Luther zurückgeht. Und Zwinglis späteres Urteil ist einerseits aus politischer Taktik — «seiner Sache sollte zu der Zeit, wo die ganze Welt gegen den gebannten Luther wütete, nicht dadurch Gefahr entstehen, dass man sie einfach mit Luthers Sache zusammenwarf» S. 57 — andererseits aus berechtigter, langsam sich entwickelnder Eigenart zu verstehen. Der im Volksbewusstsein stark festwurzelnde «Demokrat» Zwingli wird von Farner mit Recht (S. 32) abgelehnt; Volkstümlichkeit ist nicht Demokratie, das zürcherische Gemeinwesen unter Zwinglis tatsächlicher Leitung war eine Staatskirche, in deren Regiment Zwingli sich auch als Herrschernatur zeigen konnte (S. 37; den Begriff «Staatskirche» wird Farner nicht pressen wollen, sachlich kam das Züricher Kirchenregiment darauf hinaus, theologisch konzipiert war es anders, als Bibelherrschaft, Bibliokratie mit dem Propheten Zwingli an der Seite). Der Abendmahlsstreit hat durch die Veröffentlichung der Blarer-Korrespondenz und die daran anschliessenden Untersuchungen von v. Schubert und dem Unterzeichneten ein neues Aussehen gewonnen, doch kann ich der Motivierung der Ablehnung des in letzter Stunde von den Lutheranern gemachten Vermittlungsvorschlags seitens Zwinglis nicht zustimmen. Farner schreibt: «er wollte nicht einer verlockenden politischen Aussicht zulieb sich von seiner lauterer Überzeugung etwas abmarkten lassen.» Das kann das Motiv nicht gewesen sein, denn Zwingli hätte der in Marburg vorgeschlagenen Unionsformel zustimmen können, es hinderte ihn die Rücksicht auf das Volk. «Nicht dass uns dies Wort: wahr und wahrlich, sofern es recht genommen, missfallen, sondern dass *der gemeine Mensch* im Teutschen also versteht: der wahre, selbst wesentliche Leib Christi wird wahrlich wesentlich im Nachtmahl genossen . . . etc.», hat Zwingli bekannt, als im Anschluss an den Augsburger Reichstag sich neue Unionsverhandlungen anbahnten. Und Bucer in seiner *Defensio adversus axioma catholicum id est criminationem R. P. Roberti, episcopi Abrincensis* (1534) gibt in seinem sehr interessanten Rückblick auf die Unionsverhandlungen ebenfalls die Rücksicht auf das vulgus als Weigerungsgrund der Schweizer an. Im einzelnen liegen die Dinge hier kompliziert und bedürfen noch der Aufklärung, aber es dürfte feststehen: hätte Zwingli es nur mit sich und seiner Überzeugung zu tun gehabt, so wäre die Union in Marburg zustande gekommen. Etwas zu günstig, hier im alten Schema bleibend, hat Farner Zwinglis Stellung zur Bauernbewegung dargestellt (S. 35 f.). Man darf doch nicht vergessen, dass er Forderungen preisgab, die er früher selbst vertreten hatte, und dass von irgendwelcher Opposition gegen die Obrigkeit nichts zu merken ist; der kleine Zehnten wurde übrigens nicht abgeschafft (gegen S. 36).

Ein kurzes Wort sei noch zur Ausstattung des Buches gesagt. Sie ist sehr schmuck, die Bilder sind zumeist von W. F. Burger nach alten Bildern gezeichnete Federzeichnungen. Das hat Vorteile und Nachteile. Vorteilhaft ist die dadurch erzielte Frische und Unmittelbarkeit gegenüber alten, abgegriffenen Clichés; aber es leidet die historische Treue. Das bekannte Asperschbild von Regula Gwalther mit Töchterchen mutet z. B. fremd an, auch Vadian und das Fantasiebild S. 47 hätte man *diesem* vortrefflichen Buche ersparen sollen.

Anders gehalten, höhere Anforderungen an die Leser stellend, ist das Charakterbild Zwinglis von Paul Burckhardt, dem verdienstvollen Forscher zur Basler Täufergeschichte. Mit grossem Geschick ist der Reformator hier auf den Boden der vaterländischen Geschichte gestellt, Zeitereignisse und Kulturzustände werden sorgsam herausgearbeitet, doch schimmert dann überall transparent die Persönlichkeit Zwinglis durch. Wie bei Farner ist auch hier das reichliche Zitieren von Zwingli-Worten ein grosser Vorzug, und dass der Profanhistoriker die speziellen theologischen Probleme kennt, verdient volle Anerkennung. Im Anschluss an eine frühere, in der schweiz. theol. Zeitschrift veröffentlichte Studie behandelt Burckhardt besonders eingehend Zwinglis Staatspolitik, vorab ihre Katastrophe, und rückt den gewalttätigen Machtcharakter dieser Politik in den Vordergrund. Damit bestimmt sich natürlich das traditionelle Bild vom «guten Eidgenossen» etwas anders, aber richtiger. «Ein gewöhnlicher Patriot ist Zwingli allerdings nicht gewesen, aber doch der grösste Eidgenosse, wenn man das Wort als unbeweisbares Werturteil gelten lässt, und sicherlich der grösste tragische Held der schweizerischen Geschichte» (S. 136). Treffend wird betont, dass diese Politik stets im Dienste des Glaubens gestanden hat; insofern ist Zwingli «durchaus unmodern» (S. 10) unterscheidet sich durch dieses Ethos z. B. auch von Hans Waldmann, dessen nackten Egoismus er nicht kennt. Der früher so hoch eingeschätzte Bekennnisbrief Zwinglis an Heinrich Uttinger über seine Glarner und Einsiedler Fehltritte wird S. 24 f. mit Recht niedriger gehängt: «in gewandtem lateinischem Briefstil mit geistreichen und witzelnden Pointen schreibt er über die ernste Sache.» Kurz, das Ganze ist wohl gelungen. Einige Desiderien seien notiert: dass «die spätmittelalterlichen Kirchenlehrer Zwingli wie die meisten humanistisch Gesinnten *von vornherein* (von mir gesperrt) als verächtliche Spintisierer und Begriffskrüppel galten,» kann nicht richtig sein, denn Zwingli wird von Glarean 1511 ff. (Krit. Zwingli-Ausg. Bd. 7, Nr. 6) als «Aristotelicus» bezeichnet d. h. als Schüler der *via antiqua*. Sehe ich recht so ist die Abwendung Zwinglis von der Scholastik erst mit dem Einfluss des Erasmus d. h. 1515/16 gekommen, der die Scholastik verpönte. Damit dürfte sich auch die Rolle des Thomas Wyttenbach etwas anders bestimmen, doch wäre es dringend notwendig, Zwinglis Jugendentwicklung einmal eingehend zu behandeln, etwa so wie O. Scheel den jungen Luther behandelt hat. Wenn im «Labyrinth» religiöser Pazifismus herrscht (S. 32), der von Erasmus stammt, so ist der Zeitansatz 1514, den Burckhardt neben 1516 offen lässt zu früh; denn damals wirkte Erasmus noch nicht auf Zwingli. Die Pro

phezeiung «nach einem späteren Zeugnis» über Karl V (S. 40) kann nicht richtig sein angesichts der Äusserung Zwinglis zur Kaiserwahl am 25. März 1519 (Krit. Zwingli-Ausg. Bd. 7, Nr. 70). Die wohl abgewogene Darstellung des Problems: Zwingli und Luther (S. 42 ff.) könnte nach der Richtung hin ergänzt werden, dass neben Luthers Paulinismus auch namentlich sein Stoss gegen das Papsttum auf der Leipziger Disputation wirkte; der hat vielleicht noch stärker die Reform in Zürich Reformation werden lassen. Den gewaltigen Eindruck spiegeln die Briefe wieder, erst nach Leipzig verzichtet Zwingli auf die päpstliche Pension, und dem Stoss gegen das Papsttum verdankt Luther bei Zwingli den Ehrennamen David und Herkules: Zu S. 72: dass Zwingli doch, wie Luther, den jüngsten Tag erwartet hat, zeigt der Schluss seiner gegen die Täufer gerichteten Schrift «vom Predigtamt»: «der herr kumpt bald, er ist nach, dass er uns nit schlaaffend find!» (Krit. Ausg. IV, S. 433). Die Lehre vom «passiven Widerstandsrecht» wird S. 84 nicht ganz genau so wiedergegeben, als wenn sie das geduldige Leiden um des Evangeliums willen allein bedeute; das Entscheidende ist — so hat es auch Luther gemeint — nicht das Leiden, sondern das nicht Aufbegehren dagegen. S. 126 wird «die vorsichtig und unbestimmt gehaltene Glaubensformel in Bezug auf das Abendmahl,» die die Lutheraner proponierten, erst an den Augsburger Reichstag angehängt, während sie doch schon in Marburg vorgeschlagen wurde, wo aber die Lutheraner (gegen Burckhardt) «doch wollten». Die Formel stammt auch nicht von Bucer, sondern, wie ich bald zeigen zu können hoffe, von Osiander. Die «Todesgedanken in Zwinglis Seele» infolge des Halleyschen Kometen sind wahrscheinlich Legende. (Vgl. Ztschr. f. Kirchengesch. 32, 259 ff.) Die Philologen seien noch aufmerksam gemacht auf die lehrreichen Ausführungen zur deutschen Schriftsprache Zwinglis S. 59 ff.

Die vom Verlage sehr hübsch ausgestattete Schrift von G. Heer, dem wir eine Reformationsgeschichte von Glarus verdanken, stellt aus den nicht allzu zahlreichen, in den Büchern von und an Zwingli und an Bullinger (ein Verzeichnis der letzteren steht am Schluss) sowie den eidgen. Abschieden und Chroniken von Tschudi und Trümpi niedergelegten Nachrichten ein sehr ansprechendes Lebensbild von Fridolin Brunner zusammen. Was aus den Quellen gemacht werden konnte, hat Heer daraus gemacht. Gegen Egli wird mit Glück verfochten, dass Brunner gleichzeitig die Pfarrei in Mollis und eine Pfründe in Glarus hatte; die Tätigkeit in Flums und Betschwanden, woselbst Br. 23 Jahre seines Lebens zubrachte, um 1555—1570 in Glarus zu wirken, wird neu beleuchtet. Möchte die musterhaft angelegte Monographie den historischen Sinn stärken und die Liebe zur Heimatgeschichte beleben! Eine kleine Bemerkung zu dem (wie andere Dokumente auch) übersetzten Briefe vom 13. Januar (S. 11 ff.): die Worte «dagegen wollen sie, dass im Brot Leib und Blut Christi wesentlich da sei» gehen nicht auf die katholische Transsubstantiationslehre, sondern auf die Abendmahlslehre Luthers; das zeigt das Folgende deutlich. Das «Büchlein» Luthers «wider die Schwarmgeister» hat in Glarus gewirkt, und Brunner weiss sich nicht zu helfen. — Joh. Ludw. Vives ist nicht Franzose aus Valence, sondern Spanier aus Valencia (zu S. 52).

Die Schrift von Hauptpfarrer Miescher bezeichnet sich selbst als «für die Gemeinde dargestellt» und ist ein Separatabdruck aus dem «Christlichen Volksfreund». Letzteres verrät sich in der Einleitung, die an die frühere, dort dargestellte Geschichte von St. Leonhard anknüpft, und zwar so unmittelbar, dass der über sie nicht unterrichtete Leser sich nicht ohne weiteres zurecht finden kann; hier wäre eine leichte Umarbeitung am Platze gewesen. Im übrigen ist die Geschichte der Basler Reformation auf den Quellen aufgebaut und frisch und gemeinverständlich dargestellt. Auf neue Ergebnisse ist es dabei nicht abgesehen, die sind auch wohl kaum zu bieten, immerhin sei aufmerksam gemacht auf die eingehenden Nachrichten über Markus Bertschi und den ersten reformierten Sigrist von St. Leonhard Heinrich Just, den Hessen, von dessen altem Vater ein treuherziger Brief mitgeteilt wird. In den ersten Kapiteln fusst Miescher ein wenig stark auf abgeleiteten Quellen, aber es war überhaupt nicht seine Absicht, nun das ganze Material neu zu durchforschen; wir werden warten müssen, bis E. Stähelins Oekolampadbiographie und die Publikation der Akten zur Basler Reformationsgeschichte vorliegt; dann wird auch wohl die Geistesströmung an der Universität klarer beleuchtet werden, als es bisher geschehen ist. Nicht gutheissen kann ich Mieschers Art der allzu sorglosen Zitationsweise; bei Büchern sollte z. B. *stets* (bei Miescher geschieht es nur in Auswahl) das Erscheinungsjahr angegeben werden. Herzogs Realenzyklopädie kann man nicht mehr gut nach der ersten Auflage zitieren, wo schon die dritte erschienen ist (zu S. 6); zudem ist «Johann von Wessel» auf alle Fälle unrichtig, es handelt sich um Wessel Gansfort, nicht zu verwechseln mit Johann von Wesel (mit *einem* s)! Das Enchiridion des Erasmus erschien 1502, nicht 1503 (zu S. 10). Die Zwinglibriefe werden bald nach Schuler-Schulthess, bald nach der neuen Ausgabe zitiert, der Leser erfährt aber nicht immer, welche Ausgabe benutzt ist. Ob die meisten wissen werden, dass Ant. Gernl. = Antiquitates Gernlerianae ist? (zu S. 20). Oder was B.U.B. (S. 31) heisst? Nicht ganz genau ist die Angabe S. 36, Oekolampad bezeichne in seiner grossen Schrift vom Abendmahl 1525 die Rede Jesu als einen «Tropus»; er sagt «Figur», und diese Bezeichnung ist von den Gegnern z. B. gegen die Zwinglis als Tropus ausgespielt worden, Zwingli betonte dann, dass beides dasselbe sei. Wo steht der S. 48 zitierte Brief Oekolampads an Grynaeus?

Pfarrer D. Gauss in Liestal bietet ebenfalls die Reformationsgeschichte seiner Gemeinde auf Grund der Akten. So ist neben Bekanntem manches Neue herausgekommen, das auch über die Lokalgeschichte hinaus Beachtung beanspruchen darf. «Die Reformationsgeschichte Liestals ist ein Stück Reformationsgeschichte des Baselbiets». Nach einem einleitenden Kapitel über die kirchlichen Zustände vor der Reformation, aus dem die Nachrichten über bekannt gewordene Geistliche aus der Liestaler Bürgerschaft und die sehr anschauliche Schilderung des Elendes der Priesterkonkubinen (S. 11) herausgehoben seien, konzentriert sich die Darstellung immer mehr um die Person des Leutpriesters Stephan Stör von Diessenhofen, seit etwa 1512 in Liestal.

Über seine erste Reformationspredigt und seine Disputation war das Wichtigste bekannt, in neues, wertvolles Licht aber wird der Bauernkrieg gerückt, dessen Gefährlichkeit für Basel grösser war, als man gemeinhin annimmt. Die mit Recht oft wörtlich angeführten Quellen sprechen ungemein anschaulich, Stör hat in eigenartiger Unüberlegtheit den Hochverratsversuch gemacht, durch einen Brief die Basler Zünfte aufzuwiegeln, musste ihn dann freilich schwer büssen: er wurde des Landes verwiesen und kam nach Gefangennahme in Strassburg, wo Capito und Zwingli für ihn eintraten, nach Hessen, durfte aber auch nach Einführung der Reformation in Basel nicht zurückkehren. Für den Fortgang der Reformation in Liestal blieb dann die Basler Ordnung vom 1. April 1529 massgebend, doch gab das Kapitel der Landschaft am 12. August 1540 in den Acta Liechstalensia eine Ergänzung. Ein Triumph für Stör war es, dass die zehnte These an der Berner Disputation wörtlich der vierten seiner eigenen früheren Basler Disputation entsprach.

Dem Reformator Schaffhausens hat Jakob Wipf eine sehr verdienstliche Studie gewidmet, so dass wir wünschen möchten, er liesse uns nicht bis 1929 auf eine Ergänzung seines Lebensbildes zu einer Reformationsgeschichte Schaffhausens (vgl. S. 54 Anm.) warten. Nach der alten, schon 1808 erschienenen Hofmeister-Biographie von Kirchhofer haben wir erstmalig eine das Material sorgsam aufspürende und ausschöpfende Darstellung vor uns; sind auch die Grundzüge die alten geblieben, im einzelnen ist mancherlei Neues geboten. Hübsch ist, dass im Anhang noch der Fund von Dr. R. Lang, das Originalkonzept des Empfehlungsbriefes des Bürgermeisters und Rats von Schaffhausen an Dr. Stephan Bondorf für Hofmeister von 1511 benutzt werden konnte. Darnach ist Hofmeister 1511 schon in Frankfurt gewesen und wird von dort zur Beförderung nach Freiburg empfohlen. Ob er dort gewesen ist? In der Freiburger Matrikel (hg. von H. Mayer) steht er nicht. Von dort kam er dann nach Paris. Man muss einmal den mageren Artikel von Bloesch in der 3. Aufl. von Herzogs protest. Realenzyklopädie mit Wipfs Biographie vergleichen, um zu spüren, wie da alles Leben und Farbe gewonnen hat. Wertvoll ist die Feststellung mit überzeugenden Gründen, dass das von E. Egli angenommene Schaffhauser Reformationsmandat von 1523 nicht existiert hat, man hat vielmehr die alte Lehre neben der neuen geduldet. Etwas rätselhaft bleiben die S. 22 nach Leonhard Meyer: Reformation loblicher Statt Schaffhausen mitgeteilten Äusserungen Hofmeisters über das Abendmahl; Wipf setzt sie mit seiner Quelle in das Jahr 1522. Das ist kaum möglich, es müsste denn Hofmeister vor Zwingli, der damals noch nicht so weit war, die Zwinglische Abendmahlslehre vertreten haben. Stammen die interessanten Aufzeichnungen, die über das einfache Gedächtnismahl hinausgehen und einen Genuss des Fleisches und Blutes Christi «geistlicher weis» lehren (was Zwingli, sehe ich recht, 1524/25 auch sagen kann), wirklich aus Hofmeisters Schaffhausener Zeit, so gehören sie an ihren Schluss und nicht an den Anfang, also ± 1525. Überhaupt wird die anfängliche Predigt des Barfüssers in ihrem «evangelischen» Charakter nicht überschätzt werden dürfen; hat doch Hofmeister noch 1522/23 eine neue Kutte bekommen (S. 33, Anm. 1). Hier dürften humanistische

Einflüsse stark mitspielen, wie sie Faber Stapulensis ihn gelehrt hatte, den Wipf S. 11 auch zu stark «evangelisch» kennzeichnet. Dass Hofmeister 1525 den Blick nach Wittenberg gerichtet habe, ist wenig wahrscheinlich, wenn er in der Abendmahlslehre so scharf antilutherisch dachte (zu S. 55). Über die Bilder — es sind mehr als eines — von Hofmeister ist jetzt zu vergleichen die Liste der Reformatorenbilder bei Joh. Ficker: Martin Bucer 1917. In der Einleitung operiert der Verf. ein wenig zu stark mit Mutmassungen: Hofmeister muss . . . wird — haben etc. Darüber wissen wir nichts und dürfen ohne positive Anhaltspunkte keine Lücken schliessen. Wer will z. B. sagen, dass Hofmeister von Schaffhausen wegging, «um Klarheit zu bekommen in den letzten und höchsten Fragen des Lebens?» (S. 10). Aber diese kleinen Ausstellungen sollen und können den Wert des Gebotenen nicht herabmindern.

An den Schluss gestellt seien Reformationsreden von Basel und Bern. Letztere bilden die Grundlage der akademischen Hochschulfeier, erstere sind Gemeindevorträge. Eine akademische Feier aber auf drei Redner zu verteilen, ist nicht glücklich; die dem einzelnen Redner zugewiesene Zeit ist zu kurz. Es sprachen in Bern H. Lüdemann über das Wesen der Reformation, H. Hoffmann über die religions- und kulturgeschichtliche Bedeutung der Reformation, und E. Bähler über Bern und die Reformation. Die drei Reden werden inhaltlich immer konkreter; Lüdemann als Systematiker entwickelt die Ausprägung des christlichen Prinzips in der Reformation, Hoffmann geht von den Troeltschschen Fragestellungen aus und entwickelt Mittelalterliches und Modernes an reformatorischer Religion und Ethik, und Bähler steigt dann hinunter zum historischen Verlauf der Reformation auf dem heimatlichen Boden. Ein Zusammenklang ist da, aber es ist schade, dass er sich verteilt. Die Basler Redner waren glücklicher daran; jeder hatte ausgiebige Zeit und ein fest umrissenes Thema. P. Wernle warf die Frage auf: warum feiern wir das Gedächtnis der Reformation?, macht klar, «was wir eigentlich unter Protestantismus zu verstehen haben», um mit warmer Energie das Erwachen des Gewissens, wie es Luther erlebte, klar zu machen, nach der religiösen und ethischen Seite hin. Eb. Vischer sprach über Zwingli mehr historisch und weniger dogmatisch als Wernle. Humanismus (Erasmus), Luther, der für Zwingli den Gegensatz von Buchstabe und Geist umwandelt in den von Gesetz und Evangelium, Werkheiligkeit und Gnade, wobei mit Recht der von der Leipziger Disputation ausgehende Anstoss stark unterstrichen wird, und eine im Volksboden wurzelnde Originalität schaffen den Boden für die praktische Wirksamkeit. Eingehend und gut wird die Abendmahlsdifferenz zwischen Luther und Zwingli gekennzeichnet wie überhaupt die Unterschiede ihrer Theologie. Von E. Staehelin haben wir, wie gesagt, eine neue Oekolampadbiographie zu erwarten; so schöpfte er aus dem vollen, wenn er über «Oekolampad und die Reformation zu Basel» sprach. Ein führender Geist in seiner Gedankenwelt ist Oekolampad nicht gewesen, aber ein treuer Hüter des reformierten Protestantismus. Dessen Vollreife erzielt bekanntlich Calvin, über den — in französischer Sprache — F. Tissot sprach. Ein wenig blass und an den Problemen vorübergehend; z. B. vermisst man eine Erörterung

der Frage nach Calvins Bekehrung, und die Verbrennung Servets sollte man nicht einfach auf den virus catholique (S. 100) abschieben. — Alles in allem hat die Vortragserie gewirkt, ähnliches ist in Zürich u. a. geschehen, und wird hoffentlich weiter geschehen, da im kommenden Jahre die zürcherische und damit ostschweizerische Reformation ihr Säkularfest begeht.

Zürich.

W. Köhler.

Léonard-Chester Jones. Simon Goulart. Sa vie et son œuvre 1543—1628. XVI—547 pages, Genève, 1916. in-8. (Thèse de Doctorat ès lettres.)

Goulart est une des personnalités marquantes de la seconde moitié du XVI^e siècle à Genève, la personnalité la plus marquante à côté de Théodore de Bèze. Comme théologien Goulart n'a rien d'original, il n'a publié que quelques opuscules d'édification, mais il a rendu de grands services comme traducteur d'œuvres de pères de l'Eglise ou de contemporains (Hotmann, Balbani, Zanchi, Chandieu, Juste Lipse, Tagaut, J. Gerhard), comme éditeur des ouvrages d'Hemmingius, de J. de l'Espine et surtout comme vulgarisateur. Goulart était un sagace et habile collectionneur de faits curieux et mémorables, de matériaux historiques. Son nom reste attaché à la publication du *Recueil des choses mémorables advenues en France sous les règnes de Henri II, François II, Charles IV et Henri III*. On sait qu'il signait ses publications des initiales S. G. S.: Simon Goulart Senlisien.

Prédicateur indépendant et courageux, il a su plusieurs fois se faire, en face du gouvernement, l'organe de l'opinion et de la conscience publiques indignées. Lorsque Bèze disparut, il fut considéré comme le chef du corps pastoral genevois, et fut de 1605 à 1628 l'homme le plus en vue dans l'Eglise. M. Jones nous a rendu un grand service en écrivant la biographie de cet homme distingué, et surtout en établissant la liste de ses publications. Il a fouillé consciencieusement les archives et les bibliothèques de Genève, Lausanne, Bâle, Berne, Zurich, Saint-Gall, Paris, Londres. Le résultat est que tandis que Haag dans la *France protestante* n'indiquait que 48 œuvres de Goulart, plus une dizaine de perdues ou d'incertaines, la liste dressée par Jones en compte 82. Nous attendons avec impatience la bibliographie détaillée et complète que M. Jones nous a promise, et qui rendra, comme le présent ouvrage les plus grands services aux historiens, bibliothécaires et bibliographes.

Genève.

Eug. Choisy.

Histoire militaire de la Suisse, 6^e cahier. 1. Dr. Richard Feller. Alliances et service mercenaire (1515—1798). 2. Capitaine Friedrich Pieth. La Suisse pendant la Guerre de Trente-Ans (1618—1648). — Berne, Commissariat central des guerres, 1916, in-8, 110 p. et 3 cartes.

L'apparition dans un même fascicule des deux notices dont on vient d'énoncer les titres est faite pour surprendre: A dire vrai, leur rapprochement ne s'imposait ni par l'analogie des sujets traités, ni par la façon dont leurs auteurs ont compris et mis à exécution la tâche qu'ils ont accepté d'ac-

complir, ni enfin et surtout par la valeur respective des manuscrits soumis par eux à l'examen du chef de l'Etat-Major de l'armée ou de ses représentants. Au total, de deux choses l'une: Ou bien ces derniers ont accordé l'*imprimatur* les yeux fermés, et, dans ce cas, il est permis de regretter la confiance dont ils ont fait montre. Ou bien ils se sont acquittés de leur devoir. Et alors c'est leur perspicacité qui se trouve en défaut. A moins encore que — et j'é mets là une troisième hypothèse — leur religion étant éclairée, ils se soient nourris de l'espoir que l'œuvre médiocre passerait sous le couvert de celle qui ne l'est pas, calcul assurément terre-à-terre, dont le moindre inconvénient est de contraindre le lecteur à meubler sa bibliothèque d'ouvrages qu'il préférerait n'y point voir, s'il en avait le choix.

Les réflexions qui précèdent n'ont rien de désobligeant pour M. Richard Feller. Bien au contraire. Son exposé donne l'impression très nette que le «raccourci» historique qu'il nous présente est le fruit d'un labeur intelligent. La plupart de ses idées générales sont ou justes en soi, ou à tout le moins fort défendables. Il se livre, de ci, de là, à des rapprochements ingénieux qui dénotent en lui un esprit sagace et critique. Tout au plus pourrait-on lui reprocher une tendance à passer trop aisément du particulier au général. Ainsi (p. 13) il écrit «que la France demeura le pays qui attirait irrésistiblement les mercenaires». Cette affirmation ne doit pas être prise trop au pied de la lettre. Il y eut à cet égard «du flux et du reflux». Vers le milieu du règne de Louis XIV, les Confédérés s'accordaient à trouver le service français trop dur et trop meurtrier, alors qu'en revanche celui de l'Espagne en Lombardie offrait aux enseignes des petits cantons un débouché «de tout repos» car elles y «menaient la vie de garnison». D'autre part le principe directeur de la politique française au sein des Liges, assavoir que seule une Confédération où le calme régnait à l'intérieur pouvait être utile aux rois Très-Chrétiens, comporta au cours des siècles d'assez nombreux revirements, surtout durant les périodes de négociation des renouvellements d'alliance. Les Caumartin, les De La Barde, les Mouslier, les Du Luc, les Bonnac et d'autres encore ne se firent pas faute de semer à mainte reprise la discorde entre les petits Etats des deux confessions, à seule fin de briser la résistance du bloc helvétique à leurs suggestions.

La «fidèle surveillance» (p. 9), que la maison d'Autriche demandait aux Suisses d'exercer envers Constance et les villes forestières du Rhin est en effet un «terme impropre», mais sous la plume de M. R. F. ou, pour mieux dire, sous celle de son traducteur qui aurait dû, semble-t-il, employer celui de «fidèle égard», lequel se retrouve dans tous les documents français de cette époque.

Le chapitre consacré à la tactique et à la discipline aux temps anciens (p. 24) est un des mieux venus. Il justifie à lui seul l'intérêt de la plaquette. Et combien exacte nous apparaît la constatation faite par M. F. que c'est au moment où il cesse d'être appelé *Knecht* que le mercenaire helvétique entre véritablement en servitude (p. 34). N'est-ce pas l'époque où Louvois expose sans ménagements à Stoppa ce qu'il exigera dans l'avenir du soldat

suisse assavoir «de bien tirer et de ne le jamais faire qu'on ne le luy commande»?

Je m'attendais un peu, — l'avoueraï-je? — à ce que, usant à propos de la liberté de jugement qui lui est coutumière, Mr. F. flagellât au passage certaines défaillances morales des Confédérés de l'ancien régime. Aussi bien j'éprouve le regret de constater que, loin de condamner la politique néfaste des alliances multiples qui, durant deux siècles, déconsidéra les Suisses aux yeux de l'étranger, il incline à l'excuser. «En donnant en 1577 et 1587», écrit-il, «au traité de 1560 et à l'ancienne capitulation de Milan le caractère d'alliances avec la Savoie et avec l'Espagne, les cantons intérieurs affermissaient leur situation et maintenaient envers et contre les prétentions françaises leur droit de s'allier à qui ils voulaient» (p. 18). Et ailleurs (p. 19) «De pareilles contradictions n'avaient pourtant pas dans la réalité, le caractère inquiétant que leur prêtait la teneur des traités; elles permettaient aux Suisses d'en appeler d'un traité à l'autre et de se soustraire ainsi à leurs doubles engagements». Or c'est là précisément ce qui paraît insoutenable. Que les cantons eussent le droit de contracter avec les puissances voisines des traités d'alliances, la France n'y contredisait pas. Mais elle y mettait avec raison la condition formelle que les stipulations arrêtées dans ces traités n'annuleraient pas celles de sa propre alliance et ne rendraient pas vains les sacrifices financiers consentis par elle à seule fin de les y faire consigner.

Qu'on me comprenne bien. Je ne blâme pas nos ancêtres d'avoir, selon l'expression de Mr. F., tenté de «lutter d'adresse avec les diplomates étrangers». Je vais plus loin. J'estime que l'on ne saurait leur faire un grief sérieux d'avoir inséré à dessein dans quelques-uns des traités conclus avec ceux-ci certains termes dont l'imprécision constituait un piège et de s'être refusés dans la suite à en laisser arbitrer le sens exact. Les contestations à quoi donnèrent lieu, durant une partie du XVII^e siècle, l'interprétation des mots *fidèle égard* dans le traité d'Union héréditaire austro-suisse et la question de savoir si en employant des contingents helvétiques au-delà du Rhin sur terre d'Empire, le roi Très-Chrétien leur imposait une «transgression» de leurs devoirs, procuraient aux gouvernements cantonaux une ample moisson, prévue d'ailleurs par eux, d'écus, de doublons et de florins et leur permirent de satisfaire leur avidité au gain, qualifiée d'«incroyable» par les contemporains. L'honnêteté d'un pareil procédé est assurément discutable. Mais à ses détracteurs on peut objecter que les Suisses n'offraient pas leurs services, que ces services étaient sollicités d'eux et que c'était par suite aux Français, aux Espagnols, aux Impériaux, aux Piémontais à spécifier en termes clairs et dépourvus d'ambiguïté ce qu'ils attendaient du Corps helvétique comme contre-partie de leurs libéralités à son égard.

En revanche lorsque les Suisses s'avisèrent d'affirmer que leur alliance avec la France était strictement défensive et que, en conséquence, leurs troupes ne pouvaient être employées qu'à l'intérieur du royaume, lorsque les catholiques prétendirent étendre d'autorité à la Franche-Comté une protection dont les Lettres réversales de Henri IV ne leur permettaient de couvrir que la Lom-

bardie et la Savoie, lorsqu'ils donnèrent à l'Europe le spectacle affligeant de leur vénalité en prenant simultanément envers la France et envers l'Espagne des engagements contradictoires et inconciliables, cassés aussitôt leurs pensions touchées, il devint malaisé de ne pas condamner avec quelque sévérité de semblables pratiques et de ne point établir un parallèle suggestif entre l'époque des guerres de Bourgogne et de Souabe, où les Suisses défendaient leur liberté et celle, beaucoup moins héroïque, où ils l'aliénaient au plus offrant. Mais au total l'histoire de la Confédération renferme d'assez belles pages pour que les ombres qui s'y projettent n'en déparent pas sensiblement l'éclat.

La mise sur pied du travail de Mr. F. a exigé de sa part beaucoup de lecture. J'ai des raisons de douter que son exemple ait été suivi par M. Pieth. L'ouvrage de ce dernier me paraît être un amalgame, pas très compliqué certes, dont les *Mémoires et Lettres de Henri de Rohan sur la Guerre de la Valteline* et l'*Historia motuum et bellorum* de Sprecher de Bernegg ont fait les frais. Peu ou point de critique. Par suite Mr. Pieth ne nous apprend rien de nouveau. Au contraire, l'explication acquise et bien établie de certaines décisions militaires lui échappe. Un exemple entre plusieurs: A p. 81 je lis: «Arrivé à Tirano, le chef des Impériaux se détourna, on ignore pour quelle raison, vers la vallée de Poschiavo et celle de Livigno...» Or on sait que c'était à seule fin d'y surprendre un des lieutenants de Rohan, Montausier lequel, avisé tardivement du danger qui le menaçait, n'eut que le temps de s'échapper pour rejoindre Du Landé dans la Haute-Engadine. Mais pour fixer la vérité, il eût été peut-être opportun de consulter d'autres ouvrages que ceux dont je viens de faire mention. Il eût fallu surtout faire un choix judicieux parmi les sources indiquées dans une *bibliographie* de sept pages d'étendue, appareil et apparat tout à la fois d'érudition factice, où l'on relève des contributions historiques surannées et de nulle valeur, mais où l'on chercherait en vain certaines publications récentes qui ont épuisé en partie le sujet traité, tant au point de vue militaire qu'au point de vue diplomatique.

Aussi bien n'est-ce pas sans raison que j'ai cru devoir insister au début de cette récession sur la très grande différence de valeur qu'offrent les deux plaquettes réunies dans le sixième fascicule de l'*Histoire militaire de la Suisse*

Edouard Rott.

Elsbeth Corona Klinkert geb. Dannenberg. Die evangelischen Kanton und die Waldenser in den Jahren 1655 und 1685/86. Inaugural Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät der Universität Zürich. Zurich, 1917. 79 p. in-8. Separat-Abdruck aus der Schweizerischen theologischen Zeitschrift XXXIV. Jahrgang (1917).

Il y a peut-être peu d'histoires d'un petit peuple qui aient été aussi abondamment étudiées que celle des Vaudois du Piémont, et qui aient fourni aux historiens une aussi riche matière à dissertations. Il est vrai que cette histoire est tout spécialement dramatique. Comment ce petit peuple d

20,000 habitants a-t-il réussi à survivre aux persécutions systématiquement ordonnées et sans cesse renouvelées pour l'anéantir? Cela tient presque du miracle. Aussi les documents abondent; mais comme toujours ils présentent des lacunes et laissent des questions non encore résolues.

La dissertation du Prof. Meyer von Knonau intitulée: *Die evangelischen Kantone und die Waldenser in den Jahren 1663 und 1664* avait comblé une de ces lacunes en mettant en relief l'importance du secours accordé par les cantons évangéliques de la Suisse à ce petit peuple, et le succès obtenu à grand' peine par l'ambassade qu'ils envoyèrent alors à Turin. Mais cette ambassade ne fut pas la seule: Déjà en 1655, puis plus tard en 1685 les cantons évangéliques de la Suisse envoyèrent leurs principaux magistrats à Turin intercéder en faveur des Vaudois persécutés. Ce sont ces deux ambassades dont Madame E. C. Klinkert née Dannenberg nous raconté l'histoire et nous indique les résultats dans sa dissertation inaugurale destinée à lui faire obtenir le bonnet de Docteur en philosophie. Elle le fait surtout à l'aide des documents originaux qu'elle a trouvés dans les Archives d'Etat de Zurich, ce qui donne à son travail une valeur réelle.

Son mémoire fait ressortir le dévouement et la persévérance qu'ont montrés les cantons suisses dans des circonstances difficiles. Les messagers qu'ils envoyèrent à Turin en 1655 et en 1685 étaient de vrais hommes d'Etat en même temps que des philanthropes, et si leur mission n'obtint pas de meilleurs résultats surtout en 1685 et 1686, ce fut la faute des circonstances beaucoup plus que la leur. Le récit de leurs luttes avec l'astuce et la mauvaise foi des représentants des ducs de Savoie et parfois avec l'impatience et les prétentions exagérées des Vaudois est vraiment dramatique. Elle pourrait l'être encore plus si l'auteur de la dissertation n'avait pas tenu à être un narrateur consciencieux parfois, un peu terne dans son exposé.

On voudrait y voir élucider encore plus clairement la question discutée à la page 50: Y a-t-il eu impatience de la part des ambassadeurs suisses, ou plutôt prudence et sagesse, à ne pas attendre l'arrivée du messenger de Cromwell Moreland, qui s'attardait à Genève, avant de signer un traité insuffisamment favorable aux Vaudois? Par contre les raisons de l'échec à peu près complet de la mission des envoyés de Zurich et de Berne, Jean Gaspard de Muralt et Bernard de Muralt en 1686 sont très bien exposées. Les temps étaient alors bien sombres, surtout pour la France protestante. On peut regretter que Madame Klinkert n'ait mieux pas séparé, au moins pour les yeux de ses lecteurs, les récits de ces deux ambassades et n'ait pas donné plus nettement les résultats de celle de 1661, racontée par son professeur.

Le texte compact et uniforme de cette dissertation lui donne un aspect un peu lourd et fatigant, au moins pour le lecteur français. Il gagnerait à être divisé et allégé. Telle qu'elle est cependant elle sera une pièce nécessaire à consulter par ceux qui voudront écrire une nouvelle histoire de l'héroïque petit peuple des Vallées.

Genève.

Charles Martin, p. v.

Hedwig Dörfliger. Französische Politik in Solothurn zur Zeit des Schanzenbaues 1667—1727. Zürcher Diss. 1917. 317 S. (Gebr. Leemann & Co., Zürich).

Zu einer die Resultate der Spezialforschung zusammenfassenden Geschichte des Kantons Solothurn, wie sie dringendstes Bedürfnis wäre, fehlen zurzeit noch eine Reihe von Vorarbeiten, ganz abgesehen davon, dass die vorhandene Literatur zur Kantongeschichte in der unübersichtlichsten Art und Weise zerstreut ist. Eine solche Vorarbeit ist nun durch H. Dörfliger geleistet worden, die auf Grund der im Bundesarchiv befindlichen Kopien der Korrespondenz der französischen Gesandten und des im solothurnischen Staatsarchiv enthaltenen Materials ein interessantes Kapitel solothurnischer Geschichte behandelt. Der Bau der solothurnischen Schanzen in den Jahren 1667—1727 nach den Plänen italienischer und französischer Ingenieure aus Vaubans Schule wurde, wie die Verfasserin wahrscheinlich macht, weniger aus Angst vor neuen Erhebungen der Landschaft, als aus Besorgnis vor dem protestantischen südlichen Nachbar unternommen. Dazu genügten aber die eigenen Mittel der Aarestadt nicht, obgleich man starke Frondienste von den Zünften und Untertanen forderte und eine schwer empfundene dauernde direkte Steuer, das Schanzgeld, einführte. Es war die französische Krone, die durch ihre Zuschüsse den Bau ermöglichte. Zwar bestanden diese nur in den — selten pünktlich bezahlten — Pensionen und Zinsen eines unter Ludwig XIII. den Franzosen geliehenen Kapitals, aber die Ambassadoren wussten mit grösstem Geschick die Notlage Solothurns auszunützen und während dieser Zeit in einer über das gewöhnliche Mass hinausgehenden Art und Weise die Politik der Stadt ihrem Lande während der vielen Kriege Ludwigs XIV. dienstbar zu machen. So stand Solothurn in vorderster Linie, als 1667 durch das schwächliche Verhalten der Eidgenossenschaft die wichtige Freigrafschaft dem Einfall Condés preisgegeben wurde und sogar schweizerische Regimenter vertragswidrig zur Besetzung derselben verwendet wurden; diese seine Notlage war mit Ursache, dass der Beitritt zur Tripelallianz verhindert wurde und spanisches Bündniswerben auf unfruchtbaren Boden fiel. Dieser Abhängigkeit vom französischen Gelde war es wesentlich mitzuverdanken, dass Solothurn gegenüber willkürlicher Behandlung seiner Soldtruppen in Frankreich und dem Bruch der Kapitulationen machtlos war. Im französischen Krieg gegen Holland trat Solothurn für die Neutralisierung der Freigrafschaft ein, solange Frankreich das wünschte, und geriet durch deren Eroberung durch die Franzosen noch mehr in Abhängigkeit, da es das Salz aus diesem Gebiet bezog. Auch in einer von Frankreich geforderten schroffen Haltung gegenüber franz. Deserteuren und später gegenüber den Refugianten trat die Abhängigkeit von Frankreich zutage. Alle Provokationen liess man mit mehr oder weniger Vorstellungen über sich ergehen. Als dann Ludwigs Ehrgeiz seit 1688 neue Kriege entfesselte, ging das Bestreben Solothurns einzig dahin, die schwierige Lage Frankreichs, das sich durch die Hugenottenvertreibung auch die evangelischen Orte zu Gegnern gemacht hatte, zur Gewinnung günstiger Zinsverträge (von 1689 und 1696) auszunützen; durch den Vertrag von 1696, der

ihm einen jährlichen Zins von 20,000 \bar{w} verbürgte, geriet es aber vollends unter französischen Einfluss, trotzdem eine von Seckelmeister Joh. Ludwig von Roll geführte Opposition energisch die vom franzosenergebenen Schultheissen Joh. Viktor Besenval gewiesenen Bahnen zu verlassen strebte. So bewahrte Solothurn auch während des spanischen Erbfolgekrieges eine für Frankreich wohlwollende Haltung, die sich in der Bewilligung neuer Volksaufbrüche in französische Dienste und Verweigerung kaiserlicher Werbungen kundtat. Auch während des Zwölferkrieges richtete sich Solothurn wesentlich nach dem Willen Frankreichs, das den Krieg zu vermeiden suchte, und trat dem Drucklibund bei. Die Geschicklichkeit der Ambassadoren war allerdings häufig nötig, um die widerstrebenden Elemente in Solothurn zu besiegen; das meiste aber tat gewöhnlich die durch den Schanzenbau hervorgerufene stete Geldnot.

Die klare, frisch geschriebene Arbeit, die unsere allgemeine Kenntnis dieser Epoche durch viele Einzelzüge bereichert, würde durch eine schärfere Konzentration des Stoffes sehr gewonnen haben.

Solothurn.

H. Büchi.

Henri Fazy. Genève de 1788 à 1792. La fin d'un régime. Genève, Kundig, 1917. VII—566 pages.

Le livre de M. Fazy vient combler une des lacunes les plus graves de l'histoire genevoise. Jusqu'à présent on savait en gros que le gouvernement aristocratique avait été renversé le 28 décembre 1792, mais personne n'avait pris la peine de nous raconter avec le détail nécessaire comment cet événement capital s'était produit et ce qui l'avait préparé. Chose peut-être encore plus fâcheuse, le peu qu'on savait, on le savait mal. On possédait quelques monographies estimables sur des points spéciaux, mais les récits qui portaient sur l'ensemble de la crise se distinguaient par leur insuffisance et leur nullité. Thourel, par exemple, consacre cinquante pages de son histoire aux quatre années de lutte qui précédèrent l'effondrement complet de l'ancien régime genevois, mais ceux qui les ont parcourues, peuvent dire s'il leur est resté après cette lecture une idée claire ou même une idée quelconque de cette catastrophe. M. Fazy a donc rendu un service essentiel à notre histoire nationale en publiant un gros volume de plus de cinq cents pages, documenté avec soin et solidement charpenté, sur ce sujet si peu connu et pourtant d'une si grande importance. J'ajoute que par son expérience des affaires publiques, acquise dans les plus hautes charges de l'Etat, il était mieux qualifié que personne pour entreprendre une pareille tâche.

Un des rares historiens qui aient porté un jugement d'ensemble sur l'activité du gouvernement aristocratique pendant la crise qui amena sa chute, M. J. B. G. Galiffe s'exprime comme suit à propos des émeutes des Egaliseurs au commencement de 1791¹⁾: «On a prétendu naïvement», écrit-il,

¹⁾ *D'un siècle à l'autre*, (Genève, 1877, in-8), I, p. 217.

«que ce gouvernement aurait pu clore l'ère des révolutions en accordant librement tout ce qui était demandé, comme si déjà alors il n'y avait pas eu des convoitises bien autres que celles qu'on mettait en avant! Ce qui est certain, c'est que, bien que privé depuis la fin de 1790 de plusieurs de ses membres les plus énergiques, mais appuyé cette fois de la bourgeoisie jalouse de ses propres privilèges, le Conseil d'Etat réussit pendant deux ans encore, et avec fort peu de concessions réelles, à faire face à tous les événements. Nous croyons donc qu'en tenant compte de ses antécédents et des circonstances exceptionnelles de l'époque, la politique du Conseil, tour à tour ferme sans obstination et habile sans faiblesse, fut précisément celle qui convenait le mieux dans une position et des temps aussi difficiles.»

Les conclusions de M. Fazy sont absolument différentes. Pour lui, le gouvernement aristocratique à son déclin fit preuve d'une incompréhension complète des nécessités du moment et de la plus parfaite impéritie. Pressé, dit-il, par la révolution qui montait sans cesse, il fit successivement toutes les concessions qui lui étaient demandées, mais toujours lorsqu'il était trop tard pour qu'elles pussent améliorer sa situation, et en fin de compte s'abîma brusquement, presque sans lutte, ou pour employer les expressions mêmes de l'auteur, «tomba comme un fruit mûr sans avoir tenté un simulacre de résistance».

Chose singulière, ces deux opinions si divergentes ne sont pas aussi inconciliables qu'il semble à première vue. J'estime, comme M. Fazy, que dans sa lutte contre les idées nouvelles le gouvernement aristocratique, en 1789 et les années suivantes, était vaincu d'avance. Il n'avait pu maintenir sa position jusqu'à ce moment que grâce à l'appui de l'étranger et cet appui lui faisait maintenant défaut. Sa seule ressource pour sauver ce qu'il était peut-être encore possible de sauver était de procéder lui-même et de bon gré aux réformes que l'on réclamait de lui. Considérée sous cet angle, sa conduite, qui fut tout autre, mérite certainement les critiques que M. Fazy lui a prodiguées. Mais pour agir de cette façon, il eût fallu que le gouvernement aristocratique prît exactement le contrepied de la politique qu'il avait suivie jusqu'alors. Il ne l'a pas voulu et, si l'on se place à son point de vue, on est bien près de conclure avec M. Galiffe qu'il a fait en somme une belle défense et aussi prolongée qu'il était possible.

Lorsqu'on veut juger l'ancien régime genevois, il faut soigneusement distinguer entre le système et les hommes. Le système prête aux critiques les mieux fondées, il était en tout cas absolument suranné; c'est l'appréciation la plus favorable qu'on puisse en faire. Les hommes valaient infiniment mieux. On peut, si l'on veut, dénier le sens politique aux magistrats aristocrates du XVIII^e siècle, il est difficile de leur refuser son estime. L'honneur, la probité, la dignité de la vie, l'amour du bien public étaient chez eux des vertus courantes. C'est même ce qui les a induits en erreur. Ils avaient si bien conscience des bonnes intentions dont ils étaient remplis qu'ils les ont transformées en une sorte de droit divin à leur usage. Ils ont cru de très bonne foi que le bien de l'Etat était lié au maintien d'un régime qui leur assura

le pouvoir et cette conviction a déterminé leur politique dans toutes les luttes qu'ils ont soutenues au cours du siècle contre les novateurs.

M. Fazy, qui raconte la dernière de ces luttes, est très dur pour cette politique ultra-conservatrice, mais on ne peut pas dire qu'il l'ait traitée avec injustice, surtout si l'on se place à son point de vue qui est celui de l'absolu. En revanche, il me semble avoir été un peu sévère pour les hommes qui l'ont pratiquée, faute d'avoir fait suffisamment la distinction que j'établis ci-dessus. Cela vient en partie de ce qu'il les voit de haut sans entrer dans le détail journalier où ils se montrent beaucoup plus à leur avantage que dans les grandes affaires. En tout état de cause, du reste, les derniers magistrats aristocrates de la vieille Genève ne me paraissent pas avoir été aussi veules et aussi peu intelligents qu'il les suppose avoir manqué d'énergie et d'intelligence au point où il le suppose. Leur chute même, si rapide et pour ainsi dire consentie, à la fin de 1792, est moins à mon avis un signe de faiblesse que de patriotisme. Depuis le décret rendu par la Convention le 19 novembre, ils ne pouvaient absolument plus rien faire pour leur défense sans compromettre l'indépendance de la République.

Dans un ordre d'idées un peu différent, il y a encore un point à propos duquel je désirerais faire une légère réserve. Je suis convaincu, comme M. Fazy, que les évolutionnaires, à l'époque qu'il a traitée, représentaient la cause du progrès, mais la grandeur des principes pour lesquels ils combattaient me semble lui avoir un peu masqué les procédés très contestables qu'ils ont quelquefois employés. On ne voit peut-être pas assez dans son beau livre que Genève pendant ces années a été une ville de désordre où les pires éléments de la population se donnaient carrière. M. Fazy réproouve énergiquement les excès qui souillèrent la révolution genevoise en 1793 et 1794; mais ces excès étaient en germe dans les années précédentes. Les hommes qui les ont commis avaient déjà la main à l'œuvre, ils faisaient leur apprentissage. En s'associant avec ces énergumènes pour abattre l'aristocratie, les meneurs de l'opposition, même les meilleurs, ont ouvert la porte par où le crime a passé et c'est fâcheux pour la cause qu'ils ont servie.

Genève.

E. L. Burnet.

Dr. Alfred Bissegger. Die Silberversorgung der Basler Münzstätte bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Basel 1917. 225 S.

Die Quellen aufzusuchen, aus denen einer wichtigen Münzstätte das Prägematerial zufloss, und die verschiedenen Arten festzustellen, auf welche sich jene dieses Material verschaffte, ist eine so reizvolle Aufgabe, dass man sich nur verwundern kann, dass sie in B.s Arbeit — einer Basler Dissertation — zum erstenmal für eine Stadt im Gebiete der heutigen Schweiz gelöst wird.

Für die ganze lange Zeit von annähernd tausend Jahren, unter königlicher, bischöflicher und städtischer Münzhoheit, blieben die Hauptversorgungsgebiete die gleichen: die Vogesen und der südwestliche Schwarzwald. Silber entfernterer Produktionsgebiete wurde gelegentlich in Frankfurt und Strass-

burg und auf dem von Schwaben nach Lyon führenden Handelswege angekauft. Ausser dem Rohsilber wurden verrufene und fremde Münzen und Gerätsilber verarbeitet. Die mannigfaltigsten Erwerbsformen treten auf. Die einfachste Form finden wir noch im 11. Jahrhundert (über die königliche Münzperiode können nur Vermutungen ausgesprochen werden): der Bischof besitzt sowohl die Bergwerke als auch die Münze, ist also zugleich Produzent und Konsument. Später tritt, unter Verleihung der bischöflichen Gruben an die Grafen von Freiburg, die Form des Silberbezuges auf Grund einer Abrede des Vorkaufsrechtes auf, dann auch der Einkauf des Silbers durch den Münzmeister beim Bergwerk, endlich der Erwerb durch den freien Handel und, in der Zeit der städtischen Münzhoheit, die Ablieferung von Silber durch den Stadtwechsel an die Münze. Diese Formen blieben nebeneinander, mit zeitweiliger stärkerer Betonung der einen oder andern, bis ins 18. Jahrhundert. Zu ihnen trat, solange der Rappenmünzbund bestand (1377–1576), die vertragliche, kontingentierte Zuweisung des Silbers an Basel wie an die übrigen Bundesmünzstätten aus dem in den Gruben des Bundesgebietes geförderten und zwangsweise in diesem zurückgehaltenen Metall.

Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser Besprechung auf alle Punkte einzugehen. B.s Arbeit bietet weit mehr, als ihr Titel angibt, indem nicht nur die Silberversorgung, sondern auch die Ausprägungen, sowie die Organisation und der Betrieb der Münze und anderes mehr besprochen werden.

Leider ist der Stoff nicht sehr übersichtlich angeordnet. Da die Bezugsquellen, wie wir gesehen haben, im wesentlichen die gleichen blieben und auch die Versorgungsarten nicht von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselten, führte die von B. für die städtische Periode gewählte Einteilung in Jahrhunderteabschnitte zu fortwährenden Verweisungen auf schon Gesagtes und späterhin noch zu Behandelndes. Hatte B. diese Anordnung einmal gewählt, so hätte er seiner Arbeit auch ein Register, inbegriffen und in erster Linie ein Sachregister beigegeben müssen, um demjenigen die Benützung zu erleichtern, der z. B. die Entwicklung einer einzelnen Versorgungsform zu verfolgen wünschte.

Ein paar Versehen auf numismatischem Gebiet im engern Sinne (parallele Anführung von Denaren und Brakteaten; Einsiedeln, Engelberg, Lugano etc. als münzberechtigte Orte u. a.) seien hier nur nebenbei festgestellt. Sie tun dem Werte der fleissigen, aufschlussreichen Arbeit keinen Eintrag.

Zürich.

Felix Burckhardt.

Gustave Chaudet. «*Histoire du parti radical suisse*» avec 32 illustrations prix fr. 6.50. Ferd. Wyss, éditeur à Berne.

Entspricht diese Geschichte der schweizerischen freisinnigen Partei auch nicht in allen ihren Teilen strengen wissenschaftlichen Anforderungen und lässt sie manchen begründeten Wunsch unerfüllt, so wird man das Erscheinen dieses Buches doch begrüßen dürfen. Der Verfasser verfolgt ja auch wenige wissenschaftliche als propagandistische Zwecke: indem sich der Waadtlande

Gustave Chaudet zum Ziel setzte, zu zeigen, was die schweizerische radikale Partei gewesen ist, was sie geleistet hat und was ihr zu tun übrig bleibt, will er die Ideen und Ziele der Partei in weitere Kreise tragen. Die begeisterte Zugehörigkeit zu der Partei, deren Geschichte diese Publikation gewidmet ist, hat den Verfasser nicht abgehalten, sich der Unparteilichkeit möglichst zu befleissen. Jene strenge Objektivität, welche bei rein wissenschaftlichen Werken selbstverständliche Voraussetzung ist, darf man freilich in einer Parteigeschichte, die ein «œuvre de vulgarisation» sein will, kaum erwarten, namentlich in den neuesten Partien nicht.

Gustave Chaudet teilte seine Geschichte der radikalen Partei der Schweiz in vier Hauptkapitel, die ihrerseits wieder in eine grosse Zahl von Unterabschnitten zerfallen. Die Aufschrift des ersten Hauptkapitels: «Le mouvement des idées de 1805 à 1815» ist einigermaßen irreführend: es handelt sich weniger um eine Schilderung der *politischen Ideen* und ihrer Entwicklung in diesen 12 Jahren als um eine kurz zusammengefasste Darstellung der politischen *Hauptereignisse* dieser Zeit. Das zweite, weitaus grössere Kapitel schildert die Entwicklung unserer politischen Einrichtungen in der Zeit von 1815 bis 1848. Wir vernehmen, dass die Ideen des politischen Fortschrittes gegen das Ende der Restaurationszeit immer kräftiger werden, um sich dann am Beginne der dreissiger Jahre, zunächst auf kantonalem Gebiet, siegreich durchzusetzen. Dieser Sieg der Progressisten äussert sich in der *Regenerierung*, d. h. zeitgemässen Umgestaltung zahlreicher schweizerischer Kantone. Die Umwälzung des Kt. Waadt wird besonders einlässlich gewürdigt, wie überhaupt in dem ganzen Buche Chaudets der Freisinn des Waadtlandes und seine Entwicklung etwas allzu stark in den Vordergrund gerückt werden. Andere, nicht minder wichtige Kantone und ihre radikalen Parteien werden dagegen hin und wieder etwas stiefmütterlich behandelt. Das grosse Werk der Regenerierung des *zürcherischen Staatswesens* in den dreissiger Jahren wird z. B. auf den Seiten 52 f etwas gar kurz abgetan. Wenn der Verfasser sagt, dass Dr. Hegetschweiler von Stäfa im Jahre 1839 getötet wurde «dans une émeute à Zurich», so lässt das Wörtchen «une» den Schluss zu, als ob es in jener Zeit wiederholt zu blutigen Aufständen in Zürich gekommen wäre, was ja gar nicht zutrifft. Was die Parteibezeichnung «*radikal*» anbelangt, so war es der streitbare Luzerner Professor und Politiker Ignaz Troxler, der im Jahre 1831 dieses Wort aus dem Englischen in unser politisches Wörterbuch einführte.

Schliesst Kapitel II mit einer kurzen Schilderung der Schaffung der Bundesverfassung von 1848, so befassen sich die beiden letzten Kapitel mit den Zeitabschnitten von 1848 bis 1874 und von 1874 bis 1915. Die äussere und innere Geschichte des neugeschaffenen Bundesstaates tritt uns in ihren Hauptereignissen vor das Auge. Wir hören von neuen Kämpfen, Entwicklungen und Errungenschaften der freisinnigen Partei und all den Widerständen, die dabei zu überwinden sind; die bedeutenden freisinnigen Politiker auf eidgenössischem und kantonalem Gebiete werden uns in Wort und Bild vorgeführt. Sein letztes Kapitel eröffnet Gustave Chaudet mit einer einlässlichen und begeisterten Würdigung des grossen Waadtländer Juristen und radikalen

Politikers *Louis Ruchonnet*, der nach dem Urteil des Verfassers «die Seele und das Werkzeug unseres politischen radikalen Lebens von 1870 bis 1893 war».

Die letzten Abschnitte der Arbeit von Gustave Chaudet haben weniger wissenschaftlich-historischen als politisch-polemischen Charakter. Man lese den Abschnitt: «Les chevaux de bataille de l'opposition», um sich ein Bild zu machen, wie sich der Verfasser mit den modernen Gegnern der schweizerischen freisinnigen Partei auseinandersetzt. In den kurzen Ausführungen, welche Chaudet der *sozialdemokratischen Partei* widmete, finden sich mancherlei zeitgemässe Betrachtungen. Wenn der Verfasser dagegen in dem Abschnitt, welchen er *der Zukunft* der freisinnigen Partei widmet, bemerkt, dass die Mehrzahl der Fehler, die in unserem Lande seit Kriegsausbruch begangen wurden, auf das Schuldenkonto der militärischen und nicht der bürgerlichen Behörden zu setzen seien, so dürfte er damit kaum allgemeine Zustimmung finden.

Zahlreiche Bilder verdienter freisinniger Politiker aus früherer und neuerer Zeit (namentlich der Mitglieder des Bundesrates) schmücken die Parteigeschichte Gustave Chaudets, welche trotz der etwas ungleichen Berücksichtigung der deutschen und welschen Schweiz und einiger Willkürlichkeiten im Aufbau ein nützliches Buch ist, zu dem der Politiker, Publizist und Historiker gerne greifen wird.

Schaffhausen.

W. Wettstein.

J. H. Jaeger, Geschichte der schweizerischen Zimmereibewegung I. Bd. Basel, Verlag vom Zentralvorstand der Zimmerleute der Schweiz, 1914. 310 S.

Diese Berufsgeschichte hat kein Geschichtsforscher von Beruf geschrieben. Ein Angehöriger des Handwerks selbst — Jaeger war längere Zeit Präsident des schweizerischen Zimmerleuteverbandes — hat zur Feder gegriffen. «Der Verfasser hat nur die Primarschule besucht und die Arbeit in den Mussestunden nach des Tages harter Fron geschrieben,» und es war ihm ursprünglich «jeder Gedanke fern gelegen, die Geschichte selbst zu schreiben». Es ist natürlich auch vollkommen unmöglich, dass in einem solchen Fall eine Leistung entsteht, an die der Fachhistoriker seine strengwissenschaftlichen Grundsätze anlegt. Er wird seiner Bewunderung Ausdruck geben, dass ein Laie mit solcher Energie und mit so viel Verständnis in ältere Verhältnisse sich eingelesen und einstudiert hat; aber er wird natürlich in manchem Fall auf erledigte Theorien (z. B. die hofrechtliche), auf irrige Auslegungen, auf schiefe Einordnung von Einzelheiten in ein Allgemeines, auf unverarbeiteten Quellenrohstoff u. s. w. stossen, namentlich da der Verfasser zeitlich und sachlich weit ausgegriffen hat. Aber für die Zwecke, die das Buch sich stellt, wird es genügen, und wir wollen in der Publikation ein Zeichen dafür erblicken, dass in den Kreisen der wirtschaftlichen Berufsverbände selbst ein Interesse an solchen geschichtlichen Darbietungen besteht, und wenn der Verfasser sagt: «Leider haben unsere (womit er natürlich unsere einheimischen

meint) Geschichtschreiber bisher sehr wenig getan, den Schleier über die Lage der arbeitenden Klassen früherer Zeiten zu lüften,» so wollen wir dieses Verdikt (namentlich was die neueren Zeiten betrifft) nicht selbstbewusst zurückweisen, sondern zugeben: Ja, leider!

Basel.

Herm. Bächtold.

Literatur zum Geschichtsunterricht.

Rud. Hotz, Wirtschafts- und Handelsgeographie. Zürich, Schulthess & Co. 1915.

Das Buch ist gedacht als Lehrmittel für «Schweizer Handelsschulen und Fortbildungsklassen». Wir möchten aber wünschen, dass es auch Benützung finde im Geographieunterricht der allgemeinen Schulen. Dort fehlt es zu meist noch an gleichmässiger, systematischer Behandlung der wirtschaftsgeographischen Fragen, d. h. es werden bei der Schilderung der verschiedenen Länder oft nur wirtschaftliche Einzelheiten geboten, statt dass man darauf ausgeht, die volle wirtschaftliche Individualität der Länder herauszuarbeiten und das Zusammenleben dieser Individualitäten im Ganzen der Weltwirtschaft darzustellen. Allerdings muss m. E. der Stoff in höherem Masse vom Standpunkt nationalökonomischer Fragestellung aus bearbeitet und aufgebaut werden, als es bei Hotz der Fall ist. Zudem würde ich den wirtschaftlichen Teil des Geographieunterrichts — wenigstens an allgemeinen Unterrichtsanstalten — niemals unter so entschiedenem Verzicht auf das geschichtliche Moment behandeln, wie Hotz es tut. Unter stärkerer Berücksichtigung einerseits wirtschaftspolitischer, andererseits wirtschaftsgeschichtlicher Betrachtung lässt sich auch hinauskommen über die allzu systematisch-statistische Darstellungsart von Hotz. Vor allem aber wird so auch erst dem Grundsatz nachgelebt, dass die Schule fürs Leben lehren soll.

Im Unterricht ist das plastische Gestaltungsvermögen der Hauptpunkt. Diese Plastik muss der Benützer dem Hotz'schen Buche hinzufügen. Aber als systematisch gut gruppierte Zusammenstellung des Stoffes wird es gute Dienste leisten. Auch der Geschichtslehrer, der eingesehen hat, dass er ohne Berücksichtigung des wirtschaftlichen Inhaltes des nationalen Lebens und der grossen Politik nicht auskommt, wird das Buch von Hotz gerne als Nachschlagewerk zur Hand haben, falls er nicht der Meinung ist, der Geschichtsunterricht habe bei 1848 oder 1871 Halt zu machen.

Basel.

Herm. Bächtold.

Neue historische Literatur über die deutsche Schweiz.

Vorgeschichte und römische Zeit.

Für diese Periode sei wiederum im allgemeinen auf die *Jahresberichte der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte* verwiesen,^{*)} in denen der Sekretär der Gesellschaft, E. Tatarinoff, jeweils mit überschauendem Blick die Bewegungen in der Wissenschaft feststellt, sowie in erschöpfender Weise die Forschungsarbeit nach den verschiedenen Epochen und einzelnen Örtlichkeiten geordnet registriert. Ebenso wird über Forschungsinstitute, Museen, Sammlungen, Denkmalschutz Auskunft erteilt; nicht zu vergessen ist auch das beigegefügte Ortsregister.¹⁾

E. Major setzt die in Band XV des «Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde» begonnene Beschreibung der vorhistorischen Ansiedlung bei der Gasfabrik in Basel fort²⁾ mit Behandlung des Hausrates der einstigen Bewohner. Wie der Verfasser bereits in der ersten Fortsetzung Bd. XVI, S. 2 dargetan hat, weist dieses Inventar die Ansiedlung der Spät-Latène-Zeit zu, von deren keramischer Entwicklung insbesondere es ein nahezu lückenloses Bild gibt.

Wilh. Schnyder behandelt wieder (vgl. Anzeiger 1917, S. 124) den bisher nicht erklärten römischen Ziegelstempel, der bei den kürzlichen Ausgrabungen auf dem Murhubel bei Triengen, Kt. Luzern, neuerdings in zwei sich ergänzenden, die Lesung LSCSCR definitiv feststellenden Bruchstücken zum Vorschein gekommen ist.³⁾

Mittelalter. — Geschichte der Schweiz und der Kantone.

Dr. Robert Hoppeler enthebt den Quellen eine Darstellung der Fehde, die in den Jahren 1219/20 zwischen dem Bischof von Chur und einigen bündnerischen Dynasten einerseits und den Kommunen Como und Chiavenna andererseits stattfand.⁴⁾

In der geistreichen Weise, die man von ihm gewohnt ist, werden von Emil Dürr die treibenden Faktoren und die massgebenden Gegensätze in dem säkularen Ringen zwischen den Eidgenossen und dem Haus Habsburg erwogen.⁵⁾

Machiavellis Urteil über die Schweizer verlangt, im engsten Zusammenhang mit seiner Zeit und seinem persönlichen Verhältnis zu seiner Zeit gewürdigt zu werden: aus dieser durchaus zu unterschreibenden Forderung leitet Emil Dürr die Berechtigung ab, über eine blosse Zusammenstellung der bezüglichen Auslassungen des grossen Florentiners und die Arbeiten von Alexander Daguët (1877) und Fritz Gisi (in «Wissen

^{*)} Da unsere Übersichten den Jahresberichten vorausgehen, behalten wir uns vor, einzelnes, das uns gerade zu Gesicht kommt, doch hier zu notieren.

¹⁾ Neunter Jahresbericht 1916. Zürich 1917, 143 S. (Wissenschaftlich-statistischer Teil S. 33–132.)

²⁾ Die prähistorische (gallische) Ansiedlung bei der Gasfabrik in Basel. 1917, XIX. Bd. S. 161–171 u. 230–251.

³⁾ Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, XIX, 1917, S. 172–176.

⁴⁾ Die rätisch-lombardische Fehde. 1219–1220. Separatabdruck aus dem «Bündnerischen Monatsblatt». 6 S.

⁵⁾ Die Bedeutung der Schlacht von Morgarten. Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1917, S. 157–177.

und Leben» 1915) hinausgehend, dieses Thema neuerdings zu beleuchten.¹⁾ In eindringender Weise zeigt er zuerst die Beziehungen der Vorstellungen Machiavellis über die Schweizer und ihre politische Stellung zu dessen persönlichen Erfahrungen auf, legt darauf dar, wie Macchiavells Urteil über sie zur Zeit ihres selbständigen Eingreifens in Italien bedingt ist durch sein persönliches mit diesem Eingreifen verflochtenes Schicksal und durch seinen spezifischen italienischen Patriotismus, und zeigt endlich, wie nach dem Verschwinden der schweizerischen Gefahr nach Marignano bei ihm eine gewisse Idealisierung des naturwüchsig-kraftvollen Bergvolkes eintritt.

In einer ausführlichen Erzählung der *Wiedererlangung der Reichsfreiheit durch die Stadt Schaffhausen*²⁾ zerstört Rob. Harder den bisher allgemein angenommenen Irrtum, dass König Sigismund sich die Reichsfreiheit von Schaffhausen habe mit 30,000 Dukaten bezahlen lassen. Eine erhaltene Quittung ergibt vielmehr nur, dass die Stadt dem König für Ausstellung der Privilegien vom 17. und 19. Juni 1415 6000 rheinische Gulden gegeben hat.

Einer eingehenden Darstellung des *Mailänderkrieges von 1516* von Ferdinand Vetter³⁾ erteilen ihre volle Berechtigung erstmalig verwertete Briefe *Niklaus Manuels* — einer von seiner Hand selbst, die andern jedenfalls Kopien von ihm konzipierter Schriftstücke —, die der Dichter und Künstler als Teilnehmer an jenen Ereignissen nach Bern schrieb. Diese durch sie erwiesene Teilnahme an dem Bernerzug von 1516 verschiebt das bisherige Bild von der Frühzeit Niklaus Manuels nicht unwesentlich. Neben dieser Bedeutung für dessen Biographie stellen sie — es sind offizielle Aktenstücke — eine neue Quelle für jene Ereignisse selbst dar. Sie sind vom Autor als Beilagen in extenso veröffentlicht.

Eine Arbeit von Karl Tanner, deren Gegenstand die *Kämpfe der Eidgenossen um das Eschental* ist,⁴⁾ hat naturgemäss ebenfalls den Folgeereignissen der Katastrophe von Marignano, zu denen der endgültige Verlust des Eschentals gehört, den breitesten Raum zu widmen; die Rückwirkung von Marignano auf die eidgenössische Stellung südlich des Gotthard überhaupt erfährt hier eine willkommene eingehende Darstellung. Ein Ausschnitt aus der Arbeit ist, wie neuerdings üblich, als Dissertation erschienen.⁵⁾

In einem Jubiläumsaufsatz über die *schweizerische Reformation* zeigt Prof. Wernle,⁶⁾ wie die Ursache der Selbständigkeit derselben in der bedeutenden Persönlichkeit ihres Führers Ulrich Zwingli und in zweiter Linie in den Persönlichkeiten der französischen Reformatoren Calvin und Farel zu suchen ist.

In einem Aufsatz über *Luthers Bedeutung für die schweizerische Reformation*, der natürlich vor allem den Einfluss Luthers auf Zwingli charakterisiert, illustriert der Verfasser Rudolf Steck die Wirkung des deutschen Reformators in der Schweiz durch zwei wenig bekannte Beispiele aus dem Kanton Bern.⁷⁾

¹⁾ Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Bd. XVII, S. 162–194.

²⁾ Schaffhausens Wiedererlangung der Reichsfreiheit im Jahre 1415. Beiträge zur vaterländischen Geschichte, hg. vom Historisch-antiquarischen Verein des Kantons Schaffhausen, 9. Heft, S. 63–77.

³⁾ Der Mailänderkrieg von 1516 und Niklaus Manuel. Eine Erinnerung zum vierhundertsten Gedächtnisjahr 1916 von F' V. Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, XXIII. Band, Zweites Heft, Bern 1917. S. 141–237.

⁴⁾ Der Kampf ums Eschental und der Verrat von Domodossola. Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. IX, Heft 2.

⁵⁾ Letzte Eroberung und endgültiger Verlust des Eschentals. Diss. phil. I. Zürich. Zürich 1917. 218 S. Wir erwähnen wie bisher solche grössere Arbeiten nur kurz, die wir eingehender Besprechung in dieser Zeitschrift vorbehalten.

⁶⁾ Süddeutsche Monatshefte. Oktober 1917.

⁷⁾ Prof. Dr. R' St' in Bern. Zwingliana 1917, Nr. 2 (Bd. III), S. 306–314.

Dr. H. Werner stellt den Versuch Heinrichs von Jestetten, Propstes im Kloster Sölder bei Freiburg i. Br. dar, die 1529 säkularisierte Abtei Allerheiligen in Schaffhausen um die Mitte des 16. Jahrhunderts wieder herzustellen.¹⁾

Durch Bekanntmachung der Korrespondenz des Obersten des Zürcher Regiments beim Veltlinerzug von 1620, Hans Jakob Steiners, vom 2. Sept. 1620 bis zum Abzug aus Graubünden Ende Oktober 1621, füllt Staatsarchivar Dr. Jules Robbi in Chur eine Lücke aus, die bisher in unserer historischen Kenntnis bestand. Die Briefe sind in Regesten mitgeteilt.²⁾

Noch einmal haben wir hier die nunmehr als selbständige Publikation vorliegende Arbeit von Frau Klinkert: *Die evangelischen Kantone und die Waldenser in den Jahren 1655 und 1685/86* zu nennen.³⁾

E. Wymann bringt zu den Konferenzen, die 1688 zu Brunnen stattfanden, von denen die Abschiede fehlen, ein bisher unbekanntes Traktandum bei.⁴⁾

Eine Dissertation von über 300 Seiten von Hedwig Dörfliger beschäftigt sich mit der *französischen Politik in Solothurn zur Zeit des Schanzenbaues 1667–1727*.⁵⁾

Eine anonyme Darstellung der Parteikämpfe zwischen Harten und Linden in Appenzell A. Rh. 1732–34, die der Redaktor der Appenzellischen Jahrbücher mitteilt, ist zwar nicht zeitgenössisch, beruht aber auf der zeitgenössischen Beschreibung dieser Ereignisse von Landeshauptmann Johannes Tobler von Rehetobel, Opfer der Harten; trotz diesem Gewährsmann stellt der Herausgeber uns den unbekanntem Verfasser als über den Parteien stehenden Historiker vor. Da in seinem Werke das Johannes Toblers eigentlich, nur des überflüssigen Beiwerks entkleidet, enthalten sei, ist vielleicht die Frage erlaubt, warum uns dann nicht gleich das letztere, das doch einmal die Hauptquelle jener Vorgänge darstellt, geboten werden konnte; auch ein moderner Herausgeber hätte es ja der unwesentlichen Bestandteile entkleiden und dadurch für die Zwecke der «Jahrbücher» passend machen können.⁶⁾

Ein recht umfangreiches Werk ist eine Arbeit über die *letzte Allianz der alten Eidgenossenschaft mit Frankreich vom 28. Mai 1777*, von Helen Wild.⁷⁾

Unsere Kenntnis von den Kämpfen der Innerschweiz gegen die Franzosen zur Zeit der Helvetik wird vornehmlich durch zwei Beiträge der jüngsten Zeit erheblich erweitert. Im LXXXI. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich für 1918 verwertet Hans Nabholz eine bisher nicht beachtete Quelle über die Vorgänge in

¹⁾ Ein Prozess über die Wiederaufrichtung der Abtei Allerheiligen in Schaffhausen. Beiträge zur vaterländischen Geschichte, hg. vom Historisch-antiquarischen Verein des Kantons Schaffhausen. 9. Heft. S. 78–99.

²⁾ Der Briefwechsel des Obersten Hans Jakob Steiner (Kommandant des Zürcherischen Regiments Steiner) während seines Feldlagers in Maienfeld und auf der St. Luziensteig. CXIII. Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft (Artillerie-Kollegium) in Zürich auf das Jahr 1918. 48 S.

³⁾ Diss. phil. I Zürich . . . von Elsbeth Corona Klinkert geb. Dannenberg aus Zwolle. Zürich 1917. (8 +) 79 S.

⁴⁾ Zu den Abschieden der Brunner Konferenzen im Jahre 1688. Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1917, S. 182–183.

⁵⁾ Diss. phil. I Zürich. Zürich 1917. 317 S.

⁶⁾ Geschichte des grossen Landhandels im Kanton Appenzell A. Rh. in den Jahren 1732–34. Nach einem Manuskript in der Kantonsbibliothek in Trogen. Appenzellische Jahrbücher. Hg. von der Appenzell. Gemeinnützigen Gesellschaft und redigiert von A. Marti. 45. Heft. Trogen 1917. S. 1–56.

⁷⁾ Diss. phil. I Zürich 1917, 390 S., und Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft. Bd. X, Heft 2.

Schwyz während der Erhebung 1798: den diese behandelnden Teil einer handschriftlichen Geschichte des Landes Schwyz von Pfarrer Thomas Fassbind, die eine viel lokalere Färbung aufweist als Fassbinds gedruckte Geschichte von Schwyz, und deren besonderer Wert für die in Rede stehende Zeit darin besteht, dass sie uns «hinter die Kulissen» sehen lässt. Durch Einfügung der aus ihr geschöpften Mitteilungen in eine Erzählung des Heldenkampfes der Schwyzer ist so eine neue Darstellung des letzteren entstanden, die ein gegenüber früher bedeutend vollständigeres Bild von den Ereignissen gewährt.¹⁾ Der zweite Beitrag, den wir hier nur nennen, ist eine ausführliche Biographie des Kapuziners P. Paul Styger von Martin Ochsner.²⁾

Stephan Pinösch behandelt die mit dem Parteikampf gegen die herrschende Stellung der Salis zusammenhängenden Unruhen in Graubünden im Jahre 1794.³⁾

Nach der Nichtwiederwahl *Franscinis* zum Nationalrat durch die Tessiner im Jahre 1854 entstand bei der freisinnigen Partei die Befürchtung, dass er nun auch nicht mehr zum Bundesrat gewählt werden würde. Die Frage wurde gegenstandslos, als der Kanton Schaffhausen ihn an Stelle des Tessin in den Nationalrat wählte. Die Geschichte dieser ungewöhnlichen Wahl erzählt Dr. Walter Wettstein.⁴⁾

Dr. Jules Robbi hat die *Volksabstimmungen des Kantons Graubünden vom 1. Februar 1848 bis und mit 4. März 1917* zusammengestellt und dadurch einem bisher bestehenden Mangel abgeholfen.⁵⁾

Ortsgeschichte.

Anmutig plaudert Alfons Escher-Züblin über den ehemaligen «Fröschengraben» (die heutige Bahnhofstrasse) in Zürich, von dem er noch aus eigener Anschauung zu berichten weiss.⁶⁾ Wir überlassen uns gerne seiner kundigen Führung auf einem Gange der alten Festungsanlage entlang, auf dem er uns mit Gebäuden, Zuständen, Einrichtungen und Menschen der nahen Umgebung bekannt macht und so ein Stück verschwundenes Zürich wieder erstehen lässt — teilweise auch durch Fixierung von Zügen, die sonst der Vergessenheit anheimgefallen wären, konserviert. Seine Schilderungen unterstützen Reproduktionen dreier alter Ansichten, darunter eines Stiches von Franz Hegi.

Früheren Veröffentlichungen zur *Heimatkunde von Wohlen* fügt Hans Buchmüller Aufzeichnungen einiger Geistlichen bei, die im 18. Jahrhundert in Wohlen wirkten.⁷⁾

Eine Notiz betreffend das bernische *Schloss Hünigen* gibt F. Graf.⁸⁾

¹⁾ Das Volk des Landes Schwyz im Kriegsjahr 1798, 38 S.

²⁾ Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz. 25. u. 26. Heft (Doppelheft) 1916 u. 1917. 555 S.

³⁾ Die ausserordentliche Standesversammlung und das Strafgericht vom Jahr 1794 in Chur. Diss. phil. Bern. Zürich 1917, 272 S. und als Heft 1 von Band X der Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft.

⁴⁾ Eine interessante Schaffhauser Wahl. Die Wahl von Bundesrat Stefano Franscini zum Schaffhauser Nationalrat im Jahre 1854. Beiträge zur vaterländischen Geschichte Schaffhausen. 9. Heft, S. 138–151.

⁵⁾ SA. aus der «Engadiner Post» [Jahrg. 1917]. IV + 21 S. St. Moritz.

⁶⁾ Der Fröschengraben. Plauderei eines alten Zürchers. Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1918, S. 33–52.

⁷⁾ Beiträge zur Heimatkunde von Wohlen. Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde 1917, XIII, S. 337–376.

⁸⁾ Aus Vergangenheit und Gegenwart des altbarnischen Herrensitzes Hünigen. Blätter für bernische Geschichte etc. 1916, S. 367–371.

Dr. Hans Bloesch veröffentlicht aus dem Bieler Ratsprotokoll die Relation über die letzte militärische Musterung im Bieler Pannerbezirk Erguel, vorgenommen durch eine Abordnung des Rats im Hochsommer 1798.¹⁾

Eine Arbeit Emil Güders beschäftigt sich mit der Geschichte der Kirche Aarwangen und ihrem teilweise recht bemerkenswerten Inventar (mit Ausnahme der Wappenscheiben, die der Verfasser später besonders zu behandeln vorhat).²⁾

Fritz Jecklin veröffentlicht Daten zur Baugeschichte des Churer Martinsturmes.³⁾

Ph. Rüttimann registriert die Lawinenunglücke in Vals.⁴⁾

Ein Aufsatz von P. Notker Curti erzählt die Erhebung der Kriegskontribution zu Disentis durch die Franzosen 1799 und geht an Hand eines Verzeichnisses auf die einzelnen kostbaren Stücke derselben ein.⁵⁾

Die Kilchhöri *Betschwanden* spielte in der Geschichte der Glarner Reformation eine Hauptrolle, die Gottfr. Heer schildert;⁶⁾ die Wirksamkeit der dortigen Führer stellt schon einen guten Teil der Reformationsgeschichte des Landes selbst dar.

In ähnlicher Weise geht die *Reformationsgeschichte Liestals*, die Karl Gauss erzählt⁷⁾ über den engsten lokalen Bereich hinaus. Der Verfasser hat die Geschichte der Basler Reformation um einen hübschen Beitrag bereichert, der das bisher Bekannte um manches neue Detail vermehrt.

Mit E. Mieschers Heft: *Die Reformation in Basel und speziell zu St. Leonhard* nennen wir eine, als für letztere Gemeinde verfasst, durchaus populäre, aber lesenswerte kleine Schrift.⁸⁾

In einer ausführlichen *Geschichte der politischen Gemeinde Niederhelfenschwil-Leuggenwil* behandelt der Verfasser, Johann Kreienbühler,⁹⁾ die drei politischen Gemeinden, aus denen jene 1837 zusammengewachsen ist: Zuckenriet, Leuggenwil und Helfenschwil, bis zur Zeit der Vereinigung gesondert. Die Arbeit hat in gewissen Partien einen etwas laienhaften Charakter. Stark ist das Interesse den kirchlichen Dingen zugewandt, wie denn die entschieden katholische Orientierung des Verfassers überall und schon in der Widmung des Buches zum Ausdruck kommt. Eingefügt sind 21 biographische Abrisse.

Religion und Kirche.

Prof. Dr. Rudolf Steck in Bern gibt eine gute Übersicht über die Literatur zur *Beatusfrage* und den gegenwärtigen Stand der letzteren, wobei das Für und Wider in besonnenster Weise abgewogen wird. Erhöhten Wert erhält die Abhandlung durch

¹⁾ Die letzte Herrlichkeit der Gnädigen Herren von Biel. Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde 1917, XII, S. 376–389.

²⁾ Die innere Ausstattung und die Gerätschaften der Kirche in Aarwangen. Von Pfarrer Dr. E' G'. Blätter für bernische Geschichte etc. 1916, XII, S. 331–341.

³⁾ Aufzeichnungen zur neueren Geschichte des Churer Martinsturmes und seiner Uhr. SA. aus der «Neuen Bündner-Zeitung» 1917. IV + 16 S.

⁴⁾ Valser Unglückschronik. Von Kanonikus Ph. R'. Vals. Bündnerisches Monatsblatt 1917, S. 253–255.

⁵⁾ Von P. N' C', Disentis. Bündnerisches Monatsblatt 1917, S. 284–289.

⁶⁾ Die Gemeinde Betschwanden während der Reformationszeit. Glarus 1917. 35 S.

⁷⁾ Von Dr. K' G'. IV + 58 S. Liestal 1917.

⁸⁾ Von E. Miescher, Hauptpfarrer zu St. Leonhard. Basler Missionsbuchhandlung 1917. 62 S.

⁹⁾ Wil 1917. 358 S.

Veröffentlichung einer Stelle aus dem als wichtige Quelle für Nikolaus von Flüe längst bekannten Reisebericht des Hans von Waldheim, welche die ohnehin stark zu bezweifelnde Historizität des Berner Heiligen, als ein neues Indiz seiner Identität mit St. Beatus von Vendôme, vollends untergräbt.¹⁾

Aus einer Zusammenstellung von E. A. Stückelberg und J. A. Häfliger ist zu ersehen, auf den Siegeln welcher schweizerischen Gotteshäuser orientalische Heilige vorkommen. Eine andere Zusammenstellung gibt Aufschluss über das gleiche Vorkommen deutscher Heiliger.²⁾

Dr. Robert Hoppeler veröffentlicht aus dem General-Landesarchiv in Karlsruhe zwei Aktenstücke, die über bisher nicht bekannte, nicht unwichtige Vorfälle der Geschichte Wettingens, in den Jahren 1532 und 1534, Aufschluss gewähren.³⁾

Die Schicksale der *zürcherischen Märtyrer der Reformationszeit* erzählt Dr. E. Stauber.⁴⁾ Es sind (neben den bekannteren: Klaus Hottinger, den Stammheimern und Jakob Kaiser), der im deutschen Bauernkrieg geblendete Hans Rebmann, Hans Lynz († 1559) und Hans Heinrich Baumann († 1599). Die Arbeit verwertet für manche Details ungedrucktes Material.

Eine Arbeit von Hermann Henrici, von der der Anfang erschienen ist,⁵⁾ schildert die Entwicklung der Verfassung der baslerischen Kirche von der Reformation an bis heute.

Ad. Fluri hat schon vor längerer Zeit über das Thema: *Bern und die Bibel* in den drei Kapiteln: Die Bibel in der Ratstube; Dedizierte Bibeln; Die Staatskanzlei als Bibeldepot gehandelt.⁶⁾ Nunmehr hat er eine ausführliche Erzählung der staatlichen Einführung der *Piscatorbibel* in Bern im Jahre 1684 beigefügt, unter Abdruck verschiedener Aktenstücke.⁷⁾

Nachdem wir von Ed. Wyman schon über die Urner Partikel der Reliquien des Bruders Klaus unterrichtet worden sind, erhalten wir jetzt Auskunft über die Luzerner Partikel, die dieser ebenfalls bei der Elevation 1732 vertretene Stand von der Obwaldner Regierung verehrt erhalten hat;⁸⁾ über die Einholung derselben und ihre Fassung.

Nicht uninteressant ist eine Zusammenstellung von liturgischen Belegen für die Verehrung des Bruders Klaus, von Joseph Müller.⁹⁾

1) Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde, XII, 1916, S. 273–295.

2) Orientalische Heilige auf schweizerischen Siegeln, und: Deutsche Heilige auf schweizerischen Siegeln. Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte, XI. Jahrgang, 1917, S. 255–261.

3) Zur Geschichte der Zisterzienser-Abtei Wettingen. Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte, XI, 1917, S. 292–295.

4) Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1918. S. 53–76.

5) Die Entstehung der Basler Kirchenverfassung. Schweizerische Theologische Zeitschrift XXXV, 1918, S. 6–15.

6) Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde XII, 1916, S. 342–355.

7) Ibidem XIII, 1917, S. 263–287.

8) Das silberne Bild des seligen Nikolaus von Flüe in der Stiftskirche zu Luzern. Der Geschichtsfreund LXXII, S. 129–142.

9) Zur liturgischen Verehrung des sel. Nikolaus von Flüe im St. Galler Brevier. Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte XI, S. 290–292.

Eine Schilderung der *Zentenarfeier der Translation der Reliquien des heiligen Irenäus* — eines sog. Katakomben-Heiligen — in die Pfarrkirche Sursee 1754, gibt nach der damals über dieses Ereignis erschienenen Festschrift Seraphin Beck.¹⁾

E. Wyman veröffentlicht Belege für obrigkeitlich angeordnete Wallfahrten zur Kapelle im Riedertal bei Bürglen aus dem 18. Jahrhundert;²⁾ derselbe ein Beispiel einer Pfarrkirchen-Agenda, wie sie vollständig ziemlich selten vorkommen.³⁾

Eine Beschreibung und kulturhistorische Beleuchtung des *Auffahrts-Umrittes in Beromünster*, einer besonderen Gestaltung des «Flur» oder «Eschganges» erscheint nach einem Feuilleton von Ferdinand Zehender in der Neuen Zürcher Zeitung von 1882 wieder abgedruckt im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1918.⁴⁾

Eine *Notiz über die Osterpflicht* teilt Konrad Kunz mit.⁵⁾

Biographie. Briefe.

Die bereits gewaltig angeschwollene Literatur über den Bruder Klaus, die anlässlich seines Jubiläums im vergangenen Jahre eine ausserordentliche Bereicherung erfahren hat, wächst beständig weiter an. Aber wir begrüßen jeden neuen Versuch, sei es die äussern Lebensumstände des Eremiten weiter aufzuhellen, sei es, die innere Entwicklung und das dem gewöhnlichen Verstande so schwer zugängliche Seelenleben eines so wunderbaren Mannes begreiflicher zu machen. Als einen derartigen mit letzterer Absicht notieren wir eine Abhandlung von Prof. Dr. Wilhelm Oehl,⁶⁾ der den Boden schildert, auf dem die Gestalt des Einsiedlers im Ranft erwachsen ist, d. h. die mystische Bewegung in der Schweiz, und die Momente, die im Mittelpunkte des religiösen Lebens des Bruders Klaus stehen: die mystische Betrachtung der Passion Christi, der Dreifaltigkeit und der Hostie, ferner Vision, Askese und politische Tätigkeit, als typisch für die deutsche Mystik des Mittelalters aufzeigt.

Von Eberh. Vischer erhalten wir eine geistreich durchgeführte Parallele zwischen Luther und Zwingli.⁷⁾

Mit *Sebastian Hofmeister, dem Reformator Schaffhausens*, dem Jakob Wipf eine eingehende Darstellung widmet⁸⁾, hat wiederum eine der bedeutenderen Reformator-Gestalten ihre wohl das gesamte Material verwertende, erschöpfende Biographie erhalten.

Der zweite Teil der Biographie *Georg Stähelis* von Th. Sieber⁹⁾ hat den Weingersturm und die an denselben sich knüpfenden Tagsatzungsverhandlungen zu Gegenständen.

¹⁾ Ein Kulturbild aus dem 18. Jahrhundert von S' B', Kaplan in Maria Zell. Der Geschichtsfreund LXXII, S. 111–127.

²⁾ Busswallfahrten ins Riedertal. Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte XI, S. 237.

³⁾ Die Agenda der Pfarrkirche Altdorf vom Jahre 1782. Der Geschichtsfreund LXXII, S. 143–158.

⁴⁾ S. 162–181.

⁵⁾ Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte XI, S. 237–238.

⁶⁾ Bruder Klaus und die deutsche Mystik. Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte, XI, 1917, S. 161–174 und 242–254.

⁷⁾ Der Zwinglianismus. Süddeutsche Monatshefte 1917, Oktoberheft.

⁸⁾ Von J' W', Pfarrer in Buchthalen, Religionslehrer an der Kantonsschule Schaffhausen. Beiträge zur Vaterländischen Geschichte. Hrg. vom Historisch-antiquarischen Verein des Kantons Schaffhausen. 9. Heft, Schaffhausen 1918, S. 1–62.

⁹⁾ Th. Sieber, Pfarrer in Weiningen. Zwingliana 1917, Nr. 2, (Bd. III, Nr. 10), S. 296–305.

Die Lebensbeschreibung eines andern der kleineren Nebenreformatoren: *Martin Segers aus Maienfeld*, verdanken wir W. Köhler.¹⁾ Der bisher erschienene Anfang derselben berichtet von seiner Teilnahme an den italienischen Händeln und seinen Beziehungen zu Zwingli.

E. Bähler hat den im fünften Bande des «Museum Helveticum» 1747 veröffentlichten lateinischen Text des *Tagebuchs Johann Hallers aus den Jahren 1548 bis 1561* in dreifacher Weise zugänglicher gemacht: durch eine Übersetzung ins Deutsche, durch Anmerkungen, die auch stark aus ungedrucktem Material des Berner Staatsarchivs schöpfen, und durch ein Personenregister.²⁾

In diesem Tagebuch berichtet Haller über einen *Jakob Sumi von Saanen*, einen zur reformierten Kirche übergetretenen Leutpriester aus Stans, der dann als Pfarrer zu Spiez wirkte: ihn macht E. Bähler zum Gegenstand einer besonderen Veröffentlichung unter Beifügung weiteren zeitgenössischen Materials zu Haller.³⁾

Mit einer Heldin der Gegenreformation macht uns eine Arbeit von Dr. A. Scheiwiler bekannt. Es ist *Elisabeth Spitzlin*, die Oberin des Frauenklosters Pfannegg (zu Wattwil im Kt. St. Gallen), eine bedeutende Frau, deren sich der Pater Ludwig von Sachsen zur Reformierung ihres Klosters und von diesem aus einer Reihe weiterer bediente.⁴⁾

Dr. J. L. Brandstetter enthebt unveröffentlichten Quellen Neues über die wenig bekannten Lebensumstände *Andreas Dolders, des Fayenzers, von Bero-Münster* (1743–1823).⁵⁾

Die *Erinnerungen Karl Ludwig Stettlers*, von denen Türler im Berner Taschenbuch für 1918 neue Teile vorlegt⁶⁾, sind zwar als persönliche Dokumente nicht gerade von überragender Bedeutung, haben aber ihren Wert als typische Zeugnisse des Lebens und Treibens eines robusten jungen Berner Aristokraten in der Zeit der ausgehenden alten Herrlichkeit.

Das 8. Heftchen von Gottfr. Heer's «Glarnerischen Naturkundigen» ist Dr. *Johannes Martin* (1745–1819) gewidmet⁷⁾, der sich um seinen Heimatkanton, wo er als Arzt wirkte, vornehmlich durch Einführung der Impfung, ferner durch Hebung der Hebammenausbildung, sein Eintreten für Stachelberg als Kurort und seinen Kampf gegen die Kurpfuscherei bedeutende Verdienste erworben und nur als Experte im «letzten Hexenprozess» eine etwas zweifelhafte Rolle gespielt hat. Die hübsche Würdigung beruht auf gedrucktem Material.

Eine Broschüre von Dr. A. Lechner über *Thaddaeus Kosciuszko als Menschenfreund und Wohltäter in der Schweiz*⁸⁾ hat zum eigentlichen Gegenstand den Aufenthalt

¹⁾ Zwingliana 1917, 2 (Bd. III, 10), S. 314–321.

²⁾ Nach der in der Stadtbibliothek Zürich befindlichen Handschrift ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Prof. Dr. E. Bähler, Pfarrer in Gampelen. Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern, XXIII. Band. Zweites Heft. Bern 1917. S. 238–350.

³⁾ Jakob Sumi von Saanen. Ein Konvertit des 16. Jahrhunderts. Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde 1917, XIII, S. 331–337.

⁴⁾ Elisabetha Spitzlin. Ein Beitrag zur Gegenreformation in der Schweiz. Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte XI, 1917, S. 204–220 und 279–287.

⁵⁾ «Vaterland» 1917, Nr. 223 und 224.

⁶⁾ Neues Berner Taschenbuch für das Jahr 1918, S. 247–272.

⁷⁾ Der Naturforschenden Gesellschaft des Kantons Glarus gewidmet von ihrem Ehrenmitglied G' H'. Sonderabdruck aus den «Glarner Nachrichten». Glarus. 20 S.

⁸⁾ Vereinigter Separatabdruck aus der Solothurner Zeitung. Juli/August 1917. 51 S.

Kosciuszkos, dessen übriges Leben im Abriss ebenfalls erzählt wird, in der Schweiz und vorzüglich in Solothurn. Neues war, wie uns der Autor informiert, über diesen Lebensabschnitt des grossen Polen den vorhandenen Biographien kaum beizufügen; ausser auf letztern fusst aber diese erbauende Schilderung der letzten Jahre des menschlich so sympathischen Helden auch auf vielen gedruckten, jedoch entlegenen Kleinigkeiten, hauptsächlich der Presse, und einigen archivalischen Notizen.

Dr. Hans Bloesch veröffentlicht einen Brief des ehemaligen helvetischen Ministers Stapfer an Johann Schnell vom 20. November 1832.¹⁾

Über Absicht und Anlage eines Jubiläumswerkes C. Müllers über *Philipp Anton von Segesser* (geb. 1817), von dem die erste von drei geplanten Lieferungen erschienen ist,²⁾ gibt die Einleitung Auskunft. Es handelt sich «hauptsächlich um eine Zusammenstellung seiner in vielen Schriften zerstreuten Angaben über sein Leben, Wirken und Wollen. Es lag uns daran, Segessers eigene Gedanken und Ideen, seine Ziele und Bestrebungen... darzustellen. Aus diesem Grunde haben wir, wo immer es möglich war, Segesser selbst reden lassen...» Doch bedeutet dies keineswegs eine blossе Zusammenstellung, sondern der Verfasser beleuchtet die mitgeteilten Äusserungen mit selbständiger Kritik. Auch verwertet die Arbeit neben gedrucktem noch ein bedeutendes handschriftliches Material.

Die 1883 von Gerold Meyer von Knonau herausgegebenen Lebenserinnerungen seines Grossvaters *Ludwig Meyer von Knonau*, 1769–1841, zeigte im selben Jahre Dr. Hermann Wartmann in einem Vortrag an, der vom Herausgeber selbst als eine «sehr gut durchgeführte Paraphrase des Buches» bezeichnet wird, und der nunmehr im «Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1918» veröffentlicht erscheint.³⁾

Ein Feuilleton von Gottlieb Wyss versucht «an Hand einiger besonders charakteristischer Bilder und Skizzen» nachzuweisen, dass Martin Disteli der katholischen Kirche und Religion keineswegs feindlich gesinnt war.⁴⁾

Das 100jährige Jubiläum der Wahl Usteris zum Präsidenten der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft hat erneuten Anlass zur Beschäftigung mit diesem hervorragenden Manne gegeben, zu welcher in seinem, jetzt im Besitz der Zürcher Zentralbibliothek befindlichen Briefwechsel ein reiches noch unausgeschöpftes Material zu Gebote steht. In einem fesselnden Aufsatz führt Wilhelm Oechsli das politische und politisch-publizistische Wirken Usteris vor Augen, während die berufene Feder C. Schröters *Usteris Bedeutung für die Naturwissenschaft und für die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft* ins Licht setzt.⁵⁾ An letztere Schrift schliessen sich Oechsli's Mitteilungen *aus dem Briefwechsel Paul Usteris mit Naturforschern und Medizinern*⁶⁾ an bei denen den Verfasser «der Wunsch» leitete, «einmal auf die reiche Quelle, welche die Korrespondenz Paul Usteris für das geistige und politische Leben der Schweiz während nahezu eines halben Jahrhunderts bietet, etwas systematischer aufmerksam zu machen,» wobei er mit der ersten Periode, welcher eben dieser Briefwechsel angehört,

¹⁾ Ph. Albert Stapfer an Johann Schnell. *Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde* 1916, XII, 360–367.

²⁾ Eine Gedächtnisschrift zu seinem 100. Geburtstag, Teil 1: Jugendjahre – Universitätszeit – Der Ratsschreiber. 1817–1847. [Mit 4 Porträt-Tafeln.] 111 S. Luzern 1917.

³⁾ S. 1–32.

⁴⁾ Martin Distelis Gesinnung. *Oltner Wochenblatt* v. 9. Febr. 1918, Nr. 12.

⁵⁾ Paul Usteri. Von W. Oechsli und C. Schröter. I. Paul Usteri als Staatsmann. Von W' Oe'. II. Usteris Bedeutung u. s. w. Sonderabdruck aus Jahrgang 62 (1917) der Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. 48 S.

⁶⁾ Neujahrsblatt, hg. von der Zentralbibliothek Zürich auf das Jahr 1918. S. 59.

den Anfang macht. Das Heft enthält eine Übersicht über den gesamten Briefwechsel Usteris, darauf die botanischen und medizinischen Korrespondenten alphabetisch aufgeführt mit Beifügung der hauptsächlichsten biographischen Angaben und kurzen Charakterisierungen ihrer Briefe, zuletzt einige Proben aus dem Briefwechsel Usteris mit J. J. Römer, dessen Porträt als Titelbild beigegeben ist.

Carl Günther legt eine neue Arbeit über *Zschokke* vor,¹⁾ für dessen Biographie trotz der beträchtlichen Nummernzahl, welche die *Zschokke-Bibliographie* bereits aufweist, das meiste erst noch zu tun ist. Der Umfang des noch zu Leistenden dürfte indessen durch Günthers Publikation bedeutend verringert sein. Der Verfasser stützt sich auf ein mit grossem Fleiss zusammengebrachtes erhebliches Quellenmaterial, dank welchem er die Krücken der autobiographischen Arbeiten *Zschokkes* selbst, mit welcher frühere Autoren sich meist behelfen, von sich werfen konnte. Die tüchtige Arbeit behandelt, vom schweizerischen Standpunkt aus, *Zschokkes* Vorleben im Ausland und dürfte in ihrer vollständigen Form (uns liegen nur die drei ersten als Dissertation gedruckten Kapitel vor) eine ausführlichere Würdigung in dieser Zeitschrift finden.

Die Bedeutung *Dr. David Friedrich Wisers* (1802–1878) für die Mineralogie im allgemeinen und die Kenntnis der Mineralogie der Schweiz im speziellen würdigt U. Grubenmann,²⁾ der zu seinem anziehenden Lebensbild noch mancherlei persönliche Erinnerungen an den bedeutenden Gelehrten verwerten konnte.

Einen kurzen Lebensabriss über den *Landammann Georg Joseph Sidler von Zug*, 1782–1861, von A. Wickart, findet man im letzten Zuger Neujahrsblatt.³⁾

Der Festspieldichter und Musiker *Heinrich Weber* (1821–1900) hat von Willy Tappolet eine fleissige Biographie erhalten.⁴⁾ Weber hat sich ja insbesondere durch seine Förderung des Volksgesanges bleibende Verdienste erworben und wird in der zürcherischen Musikgeschichte immer mit Ehren genannt werden. Die Mittelmässigkeit seiner Dichtungen setzt der Verfasser selber ins Licht, wie auch die Halbwissenschaftlichkeit seiner musikgeschichtlichen Arbeiten, und man könnte fragen, ob sich eine Behandlung dieser für ihren Moment ja vielleicht wirksamen und erfreulichen Produktionen in der von Tappolet gegebenen Ausführlichkeit rechtfertigt. Noch mehr gilt dies von *Heinrich Webers* Gedankenwelt: über Welt und Gott hat er uns weder etwas zu sagen, noch rechtfertigt es seine sonstige Bedeutung, seine diesbezüglichen Aussprüche in dieser Weise bekannt zu machen.

Das Leben eines bedeutenden Mannes erzählt *Johannes Dierauer*. Der aus Niederurnen im Kanton Glarus stammende *Bernhard Simon*, 1816–1900, war als Architekt in Russland, St. Gallen und, besonders hervorzuheben, in Ragaz tätig, wo er die dortigen Kuranstalten begründete.⁵⁾

Männer, die nicht nur kraft ihres Geldes, sondern durch persönliches förderndes und schöpferisches Eingreifen Wohltäter ihrer Mitbürger geworden sind, verdienen gewiss Schilderungen ihres Lebens und Wirkens, die auf weitere als bloss die ihnen nächststehenden Kreise berechnet sind. Zu dieser Klasse gehört entschieden der Zürcher Kaufmann *Fritz Bodmer-Weber* (1846–1917), der sich in der Geschichte der gemein-

¹⁾ Bis zu seinem Eintritt in die Schweiz. Diss. phil. I Zürich, von C' G' aus Aarau. Aarau 1917. (6 +) 173 S.

²⁾ Lebensbild eines Züricher Mineralogen. Mit einem Titelbild und drei Textfiguren. Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1918. 120 Stück. 23. S.

³⁾ Zuger Neujahrsblatt 1918, S. 9–18.

⁴⁾ Diss. phil. I Zürich, Zürich 1917, 103 S.

⁵⁾ Ein Lebensbild. Hg. vom historischen Verein des Kantons St. Gallen. Mit zehn Illustrationen und einer Handschriftenprobe. St. Gallen 1918. 30 S.

nützigen Bestrebungen Zürichs, besonders der kaufmännischen, einen bleibenden Platz erworben hat; wir erhalten seine Lebensbeschreibung von Pfarrer J. R. Hauri.¹⁾ Ein anderer ist der *Kaufmann Arthur Schiess* (1842–1917), dem in den Annalen der Appenzellischen Gemeinnützigen Gesellschaft ein Ehrenplatz gebührt, und dessen Name vornehmlich mit der Appenzell-Ausserrhodischen kantonalen Irrenheil-, und der Armenanstalt Kreckelhof, beide in seiner Heimatgemeinde Herisau, dauernd verknüpft ist. Er hat in Oskar Alder seinen Biographen gefunden.²⁾

Schon der Untertitel von Franz Seilers Buch über den letztes Jahr verstorbenen, ultramontanen *Bundesrichter Dr. Felix Clausen* von St. Maurice: Eine psychologische Skizze seines Lebens und Wirkens³⁾ lässt erkennen, was auch das Vorwort ausdrücklich bemerkt, dass das Hauptgewicht nicht auf eine erschöpfende und ausführliche Biographie des bedeutenden Mannes gelegt ist. Das gut geschriebene Buch stellt sich in erster Linie die Aufgabe, Felix Clausen als Glaubenshelden darzustellen, welcher der Mittelabschnitt ausschliesslich gewidmet ist, welcher aber auch der erste, den äussern Lebensgang erzählende, und der dritte, der Clausens Bedeutung als öffentlicher Persönlichkeit gewidmet ist, dienen müssen. Die Darstellung des religiösen Innenlebens Felix Clausens ist stark im Rahmen konventioneller katholischer Frömmigkeit gehalten, aber doch nicht ohne Interesse. Sie will unseres Erachtens mit als katholische Erbauungsschrift gewertet werden.

Armin Schüle gibt eine das ungedruckte Material fleissig verwertende Darstellung der *politischen Tätigkeit Johann Heinrich Füssli* (1745–1832).⁴⁾

«*Gottfried Kellers politische Lehrjahre*» ist ein (als Dissertation erschienener) Teil einer umfassenderen Arbeit von Hans Max Kriesi, die Gottfried Keller als Politiker behandeln wird. Die Dissertation umfasst die Zeit bis in die ersten 50er Jahre.⁵⁾

¹⁾ Das Lebensbild eines Menschenfreundes. 118. Neujahrsblatt hrg. von der Hülfs-gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1918. (6 +) 37 S.

²⁾ Lebensbild eines appenzellischen Wohltäters. Appenzellische Jahrbücher, 45. Heft, 1917, S. 57–96.

³⁾ Unter freundlicher Mitwirkung von Bundesrichter Dr. Franz Schmid. Mit Titelbild und 3 Einschaltbildern. Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Strassburg i. E. Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G. 1917. 256 S.

⁴⁾ Die politische Tätigkeit des Obmanns Johann Heinrich Füssli von Zürich (geb. 1745, gest. 1832). Diss. phil. I Zürich. Zürich 1917. 188 S.; und in den «Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft». Bd. X, Heft 3.

⁵⁾ Diss. phil. I Zürich. Zürich 1917. 125 S.

(Fortsetzung folgt.)

Zürich.

Carl Brun.

Totenschau Schweizer. Historiker 1917.*)

15. Januar. **Wolfgang Friedrich von Mülinen** in Bern, Mitgl. der Allg. Gesch.-forsch. Gesellsch. der Schweiz seit 1887, deren Vorstand er seit 1910 angehörte, Mitgl. seit 1885 und Präs. seit 1900 des Hist. Ver. des Kant. Bern, Mitgl. u. Vizepräs. der Schweiz. Herald. Gesellsch. — Geb. am 25. Dezember 1863 in Bern als Sohn des bekannten Geschichtsforschers Egbert Friedr. v. Mülinen, besuchte er die Lerberschule daselbst u. wandte sich seit Frühjahr 1883, nach bestandener Maturität, auf den Universitäten Bern, Montpellier, Freiburg i. Br. u. Berlin dem Studium der Gesch. u. Kunstgesch. zu, promovierte 1887 in Bern und habilitierte sich noch im nämlichen J. als Privatdoz. f. Gesch. u. hist. Hilfswissensch. an der bern. Hochschule; 1896 erfolgte seine Ernennung zum a. o. Prof., 1900 seine Wahl zum Oberbibliothekar der Stadtbibliothek. Daneben bekleidete er eine ganze Reihe öffentl. u. privat. Ämter (Burgerrat, Aufsichtskommiss. des Freien Gymnas., des hist. Museums etc.). Von 1900 bis Ende 1904 war er Redakt. des Anz. Schw. G., nachdem er schon von 1889–1895 die «Totenschau Schweizer. Historiker» u. 1899 die Literaturübers. f. denselb. besorgt hatte. Mitarbeiter am «Genealog. Handbuch z. Schweizer Gesch.» etc.; fleissiger Forscher auf dem Gebiete bern. Geschichte. — Von seinen *Histor. Publikationen* sind insbesondere zu erwähnen: *Gesch. der Schweizer Söldner bis zur Errichtung der ersten stehenden Garde* (Bern. Dissert. 1887). — *Wie der Oberaargau bern. wurde*; Votr. (Herzogenbuchsee 1890), — *Berns Gesch. 1191–1891*; *Festschr. z. 700jährig. Gründungsfeier* (Bern 1891). — *D. franz. Schweizer-Garderegim. am 10. Aug. 1792* (Luzern 1892). — *Vitrail de la famille de Mülinen* (Arch. hérald. VII). — *Eine Gevatterschaft mit Hindernissen* (Bern. T. 1893/94). — *Erinnerung an d. Stiftg. der Dominikaner in Bern* (Bern. Tgbl. 1894). — *Verzeichnis der Burgen, Schlösser u. Ruinen im Kant. Bern deutsch. Teils* (Bern 1894). — *Die Schlacht von Malplaquet* (11. Sept. 1709) (Bern 1894). — *Ritter Caspar v. Mülinen* (N. Bl. Hist. Ver. Bern. 1894; Bern. Biogr. III). — *Sigm. v. Renner 1727–1800* (Bern. Biogr. III). — *E. neue Handschr. Justingers* (Anz. Schw. G. VII). — *A propos des Cimiers* (Arch. hérald. IX). — *Les armes d'une famille bernoise éteinte* [Murer] (l. c. IX). — *D. bern. Seeland* (Bern 1895). — *Hug v. Mümpelgart † 1410* (Bern. Biogr. IV). — *Albr. v. Mülinen 1649–1705* (l. c. IV). — *Die Glasgemälde der bern. Kirchen* [zus. mit F. Thomann] (Bern 1896). — *Schloss Worb*; Votr. (Bern 1896). — *Standeserhöhungen u. Wappenveränderungen bern. Geschlechter* (Arch. hérald. X u. XI). — *D. Geschlecht der Daxelhofer in Bern* (Bern. Tgbl. 1897 Nr. 357). — *D. Jahrzeitbuch des Stiftes zu Zofingen* (Anz. Schw. G. VII). — *Christ. v. Graffenried, Landgraf v. Carolina, Gründer v. Neu-Bern* (N. Bl. Hist. Ver. Bern 1897). — *Law u. Malacrida* (Bern. T. 1897). — *Glasgemälde v. Einigen* (Arch. hérald. XI). — *Glasgemälde des Protonotar u. Probstes Nikl. v. Wattenwyl* (l. c. XII). — *Letzte Tage einer Landvogtei im welschen Land* (Bern 1898). — *Zum Sturz der Mediation in Bern* (Bern 1898). — *Erinnerungen an die Zeit des Überganges, aus Familienpapieren zusammengest.* (Bern 1898). — *Wieland in Bern*; n. gedr. u. ungedr. Schriften SA. (Basel 1899). — *Persécutions des Juifs au bord du*

*) Unter bester Verdankung der Beiträge der Herren Prof. Dr. Gust. Tobler in Bern, Prof. Dr. Joh. Dierauer in St. Gallen und Prof. Dr. A. Büchi in Freiburg.

Léman au XIV^e siècle (Rev. hist. vaud. 7). — Die Glasgemälde der Kirche v. Hindelbank (Arch. hérald. XIII). — Wappenbriefe Albr. v. Bonstettens (l. c. XIII). — Varianten des neuenburg. Wappens (l. c. XIV). — Versagte Aufnahme in den Johanniterorden (l. c. XIV). — Daniel v. Fellenberg u. die patriot. Gesellsch. in Bern (N. Bl. Hist. Ver. Bern 1901). — Das Jahrzeitbuch v. Frienisberg (Anz. Schw. G. VIII). — Urkunden z. Reichsburg in Lausanne (l. c. IX). — Votivgemälde des Hs. Rud. Nägeli u. seiner Familie. — Portr. des Schulth. Hs. Frz. Nägeli in d. Stadtbibl. in Bern (Bern. Kunstdenkmäler I). — Une inféodation du château de Lausanne à la fin du XV^e siècle (MDR. II. S. IV). — Wappenschmuck im alten Bubenberghaus in Bern (Arch. hérald. XVII). — Schultheiss Hieronymus v. Erlach (Bern. Kunstdenkmäler II). — Die Herren von Strättlingen (Arch. Hist. Ver. Bern XVIII). — Die Ruinen Bubenberg (Bll. bern. Gesch. I). — Die Bestattg. des Schulth. Nikl. Fr. v. Steiger [17. Apr. 1805] (l. c. I). — Peter Senn, Bischof v. Zeitun (Bern. T. 1905). — Die deutsche Gesellsch. in Bern u. ihre Nachfolgerinnen im 18. Jahrh. (Bll. bern. Gesch. 2). — Die Herrschaft Krattigen (l. c. 2). — Professor Friedr. v. Wyss; Nekrol. (Arch. hérald. XXI). — E. Satire aus den 1830er Jahren (Bll. bern. Gesch. 4). — Glasgemälde des Standes Bern [um 1510] (Bern. Kunstdenkm. III). — Wappenstein des Johanniter-Comthurs Joh. v. Ow (Arch. hér. XXIII). — Joh. v. Ow, Herrenmeister des Johanniterordens (Bll. bern. Gesch. 5). — Der schweizer. Bärenorden (Arch. hér. XXIV). — Die Glasgemälde der Kirche zu Sumiswald (Bern 1912). — Vom Emmental; Vortr. (Jb. Schw. Gesch. 38). — Vitraux des comtes d'Arberg-Valangin et de Challant à la cathédrale de Berne (Musée neuchât. 1916). — Zusammen mit Th. v. Liebenau besorgte er die Ausgabe von Diebold Schillings Berner-Chron. v. 1424 bis 1468 im XIII. Bd. des Arch. Hist. Ver. Bern. Eine Reihe kleinerer Arbeiten ist im «Berner Heim» (Sonntags-Beil. z. Bern. Tgbl.), im Sonntagsbl. des «Bund» u. andern Blättern erschienen. Eine zieml. lückenlose Übersicht der Publikationen v. Mülinens gibt Ad. Fluri in den Bll. bern. Gesch. XIII, 49–55. — *Nekrologe*: Bund 1917 Nr. 24 (G. T[obler]); Berner Tagbl. Nr. 25 (T[avell]); Intelligenzbl. Nr. 15; N. Z. Z. Nr. 86 (M[eyer] v. K[nonau]); Basl. Nachr. Nr. 41; Freiburg. Nachr. Nr. 14; Journal de Genève Nr. 17; Arch. hérald. XXXI, 48–51 [Jean Grellet]; Anz. A. N. F. XIX, 151/152 [Hoppeler]. Vgl. Zur Er. an Prof. Dr. W. F. v. Mülinen 1865–1917 (Bll. bern. Gesch. XIII, 1–55 u. SA. (64 S.).

R. H.

3. Februar. **Hans Ulrich Meister** in Zürich, Mitgl. der Allg. Gesch.-forsch. Gesellsch. der Schweiz seit 1896 u. der Antiquar. Gesellsch. in Zürich seit 1882. — Geb. am 14. Januar 1838 in Benken (Kant. Zürich) als Sohn des dortigen Kreisförsters, studierte er nach Absolvierung des Realgymnasiums in Schaffhausen u. der Zürcher Kant.-Schule, am eidg. Polytechnikum in Zürich und an der Universität Giessen Forstwissenschaft, ward 1863 Adjunkt auf dem kant. Oberforstamt, im folgend. J. Kreisförster des 1. Kreises u. 1875 Forstmeister der Stadt Zürich. In dieser Stellung ist er fast volle vier Jahrzehnte verblieben. Politisch frühzeitig hervortretend, schloss er sich der liberalen Partei an, sass von 1866 bis 1869 im Grossen Stadtrat, von 1872 bis 1916 im Kantonsrate u. gehörte 1882–1889 u. 1892–1911 dem Nationalrat an, den er 1903 präsidierte. Langjähriger Führer der zürch. Liberalen. Im Militär diente M. zunächst bei der Artillerie, trat später in den Generalstab über u. avancierte bis zum Obersten (Dezember 1880). Mit dem Kommando der XI. Inf.-Brig. betraut, vertauschte er dieses 1891 mit dem der 6. Divis.; 1899 schied er aus dem aktiven Dienste aus. Von 1900 bis 1909 war er Mitgl. des zürcher. Erziehungsrates u. der Hochschulkommission, seit 1904 Präs. des leitend. Ausschusses des Schweizerdeutsch. Idiotikons und 1906–1912 solcher des Hochschulvereins, endlich seit 1885 Vorsitzender des Verwaltungsrates der N. Z. Z., dem er seit 1873 angehörte. — *Histor.-militär. Publikationen*: Die Entwicklung

der Kartographie in der Schweiz (Z. Schw. Art. 9 u. 10). — Die Murtnerschlacht; zur 4. Säkularfeier (N. B. Zür. Feuerw. 1877). — Die Stadtverwaltungen v. Zürich (Zürich 1885). — Milit. polit. Beiträge zur Gesch. des Unterg. der XIII örtig. Eidgenossensch. (N. B. Zür. Feuerw. 1891 u. 1892). — Die Zürcher Truppen im Sonderbunds-Feldzug 1847; Tagebuch des Art.-Oblt. Ad. Bürkli (l. c. 1896 u. 1897). — Der Kant. Zür. i. J. 1799 (l. c. 1899 [zusammen mit P. Rütsche]). — Die Entwickl. der schweizer. Wehrverfassungen mit besonderer Berücksichtig. des eidg. Milit.-Regl. v. 1817 (l. c. 1902). — Briefe Paul Usteri's aus der helvet. Consulta in Paris, Winter 1802/1803 (Z. T. B. 1909). — Die Entwicklung der liberalen Partei [des Kant. Zür.] (N. Z. Z. 1909 Nr. 29 u. Sep.). — Von den zahlreichen *Nekrologen* sei bloss erwähnt N. Z. Z. 1917 Nr. 206 (A[ibert] M[eyer]).

23. Februar. **Robert Billeter** in Zürich. — Geb. am 24. September 1857 in Goerz, wo sein von Männedorf stammender Vater Baumwollindustrieller war, absolvierte er nach der Rückkehr der Familie in die Schweiz (1865) die Industrieschule in Zürich u. widmete sich in der Folge dem Bankfach. Daneben besuchte er staatswissenschaftliche Vorlesungen an der Universität. Von 1886 bis 1897 als Redakteur des Handelsteils der N. Z. Z. tätig, wurde er, seit 1892 bereits Mitglied des Grossen Stadtrats, im Januar 1897 in die städt. Exekutive berufen, der er, mit einer kurzen Unterbrechung 1900/1901 (Vizepräs. der Schweizer. Kreditanstalt) bis zu seinem Tode, seit 22. August 1909 als Stadtpräsident, angehörte. Seit 1899 sass er im Kantonsrate, den er 1910/1911 präsidierte, seit 1911 im Nationalrat: Mitgl. wichtiger kantons- u. nationalrätl. Kommissionen, des Verw.-Rates der S. B. B. u. des Kreiseisenbahnrates III, Präs. des zürcher. Hochschulvereins 1912–1915, Mitgl. u. Vizepräs. der eidg. Landesmuseumskommission etc. Weit-sichtiger u. grosszügiger Magistrat, der sich um die engere u. weitere Heimat bleibende Verdienste erworben. — Er verfasste u. a. d. Lebensbild seines Amtsvorgängers «Stadtpräs. Hans Pestalozzi» (N. B. Waisenhaus 1912). — Die Finanzen der Stadt Zürich (1895–1907); Votr. [Zür. 1909]. — *Nekrologe*: N. Z. Z. 1917 Nr. 334 u. 338 (A. M[eyer]); ferner Nr. 357; Z. Post Nr. 94; Z. W. Chr. Nr. 9; Z. Tagebl. Nr. 48; Schweiz XXI, 171–173 (S. Zurlinden). R. H.

4. April. **Gustav Muheim** in Altdorf, Mitgl. der Allg. Gesch.-forsch. Gesellsch. der Schweiz von 1899 bis 1908, des Histor. Vereins der V Orte seit 1874, der Gesellsch. f. Erhaltg. Schweiz. Kunstdenkmäler; Gründer u. erster Präs. des Ver. f. Gesch. u. Altert. v. Uri 1892. — Geb. am 11. September 1851 in Altdorf, besuchte er das Gymnasium in Freiburg u. studierte an den Universitäten Würzburg, Heidelberg u. Zürich Jurisprudenz. Nach einem Aufenthalte in Nancy (1873/1874) in die Heimat zurückgekehrt, ward er in den Urner Landrat gewählt, 1875 bis 1879 Gemeindepräs. von Altdorf, 1878 bis 1882 Bezirksgerichtspräs. von Uri u. 1882 Mitglied der Regierung. In den Jahren 1884 bis 1888, 1892 bis 1896 u. 1898 bis 1902 bekleidete er die Würde des Landammanns. Von 1877 bis 1901 sass er im Ständerat, den er 1890 präsidierte, von 1905 bis 1911 im Nationalrat; Mitgl. wichtiger eidgen. Kommissionen, u. a. der Schweizer. Landesmuseumskommission (1890 bis 1911). Aus Gesundheitsrücksichten zog er sich in den letzten Jahren aus dem öffentlichen Leben gänzlich zurück. Einflussreicher konservativer Politiker u. Staatsmann; Geschichts- u. Altertumsfreund, dem der Kant. Uri die Restauration seiner wichtigsten histor. Baudenkmäler zu verdanken hat. — *Publikationen*: Rückblick auf die Tätigkeit der Gemeinnützig. Gesellsch. v. Uri in den ersten 50 J. ihres Bestandes; Gedenkblätter z. 50jährig. Stiftungsfeier (Altdorf 1882). — Die Tätigkeit des Schweizer. Alpenklubs in Uri u. die erner. Pioniere desselben (Altdorf 1884). — Übersicht der Entwicklung des Strafr. u. Gefängniswesens im Kant. Uri (Altdorf 1889). — Ber. der ständerätl. Kommission betr. Gründung eines Schweiz. Landesmuseums (BBl. 1890 I). — Ber. der ständerätl. Kommission betr. Gründg.

einer Schweizer. Landesbibliothek (BBl. 1893 V). — Die hervorragend. Werke der Wohltätigkeit im Kant. Uri (NBl. Hülfsbes. Zürich 1894). — D. Wilhelm Tell-Denkmal; Ber. u. Rechng. der Urner Initiativ-Kommission (Altdorf 1896). — Verzeichnis der Personen, die 1799 teils im Kampfe (geg. die Franzos.), teils infolgedessen umgek. sind (Urner NBl. 1899). — D. erste Jahrzehnt des Ver. f. Gesch. u. Altert. v. Uri (l. c. 1904). — Der Bau des Histor. Museums v. Uri u. verwandte Rückerinnerungen (Festgabe auf die Eröffnung des Histor. Museums v. Uri. Altdorf 1906). — Urner Studierende a. Schweiz. Polytechnikum in Zürich u. a. der Lehr- u. Erziehungsanstalt Stella matutina in Feldkirch (Urner NBl. 1909). — Die Tagsatzungsgesandten v. Uri (l. c. 1909 u. 1910). — Gedenkblätter a. d. 25jährige Jubiläum der kant. Erziehungsanstalt f. arme u. verwahrloste Kinder (Altdorf 1912). — Von den zahlreichen, in den Tagesblättern erschienenen *Nekrologen* sind zu erwähnen: Vaterland 1917 Nr. 81; N. Z. Z. Nr. 621 (R[ob.] H[oppeler]) u. Nr. 625 (Ernst Zahn); Die Schweiz XXI, 300–302 (Hoppeler); Anz. A. N. F. XIX, 151 (Hoppeler); Urner Wochenbl. Nr. 14, 15, 16, 18 (F. Lusser); Gotthardpost Nr. 15/16; Obw. Vfrd. Nr. 29 [Wirz]; Ostschweiz Nr. 84; Glarn. Nachr. Nr. 82 [Blumer]; Bündner Tagebl. Nr. 82 Bl; Journal de Genève Nr. 97.

R. H.

27. April. **Emil Arbenz** in St. Gallen, Mitgl. der Allg. Gesch.-forsch. Gesellsch. der Schweiz seit 1891, des Histor. Ver. von St. Gallen seit 1872, dessen Aktuar er von 1879 bis 1892 gewesen ist. — Geb. am 22. Januar 1848 in Rheineck, wo sein Vater Reallehrer war, besuchte er die dortige Primar- u. Realschule, seit dem Frühjahr 1864 das Gymnasium in Schaffhausen, bestand anfangs 1868 die Maturitätsprüfung u. studierte in der Folge an den Hochschulen Zürich, Heidelberg, Leipzig u. Berlin klassische Philologie. Noch vor Vollendung seiner Studien im Mai 1872 als Lehrer der alten Sprachen an die Kantonsschule in St. Gallen berufen, ist er in dieser Stellung bis zu seinem Rücktritt im April 1913 verblieben; 1891 bis 1899 zugleich Rektor. Im J. 1908 ernannte ihn die Universität Zürich zum Doctor philos. h. c. Im öffentl. Leben trat A. wenig hervor: 1879 bis 1883 gehörte er dem Bezirksschulrat St. Gallen an; 1890 ward er in die evang. Synode abgeordnet u. 1894 zum Mitgl. der Kirchenvorsteherschaft gewählt. Verdienter Vadian-Forscher. — *Publikationen*: Die Schriftstellerei in Rom zur Zeit der Kaiser (Öffentl. Vortr. gehalt. i. d. Schweiz, IV 5. Bas. 1877). — Aus dem Briefwechsel Vadians (St. G. NBl. 1886). — Das St. Gall. Verbrüderungsbuch u. d. St. Gall. Buch der Gelübde (St. G. Mitt. XIX). — Joachim Vadian beim Überg. v. Humanismus z. Kirchenstreite (St. G. NBl. 1895). — Die Vadianische Briefsammlg. der Stadtbibliothek St. Gallen (St. G. Mitt. XXIV/XXV; XXVII–XXX). — Joachim Vadian im Kirchenstreite 1523–1531 (St. G. NBl. 1905). — Joachim Vadians Wirksamkeit von der Schlacht bei Kappel bis zu seinem Tode 1531–1551 (l. c. 1910). — *Nekrologe*: St. G. Tagbl. 1917 Nr. 99 M. Bl. — Vgl. «Zum Andenken an Dr. Emil Arbenz in St. Gallen 1848–1917» [mit Autobiographie].

R. H.

12. Mai. **Ludwig Samuel von Tscherner** in Bern, Mitglied und Sekretär des Histor. Ver. des Kant. Bern. — Geb. 1879 in Bern, wandte er sich nach Vollendung seiner Gymnasialstudien in Bern an den Hochschulen Bern u. Berlin dem Studium der Jurisprudenz zu, bestand 1904 das bern. Fürsprecherexamen u. promovierte 1908 zum Dr. J. U. Mitgl. der Kommission des Histor. Museums; Präs. des Verschönerungsvereins der Stadt Bern. Im Militär bekleidete er den Rang eines Justiz-Hauptmanns. Verdienter bern. Lokalhistoriker. — *Publikationen*: Die obersimmental. Herrschaft Mannenberg (N. Bl. Hist. Ver. Bern 1907). — Rechtsgesch. des Obersimmentales in vorbern. Zeit (Bern. Dissert. 1909); unt. dem Titel «Rechtsgesch. des Obersimmentales bis z. J. 1798» auch in den Abhandlgn. z. Schweiz. Recht, hg. v. M. Gmür,

Heft 28, abgedr.) — Zur Gesch. des Minorates u. der Majorate im alten Bern (Zeitschr. bern. Juristenver. Bd. 44). — Die Herren von Burgistein (Geneal. Handb. III). — La Grande Société de Berne 1759–1909 (Berne 1909). — Zur Gesch. der Petersinsel (Bll. Bern. X). — Vergangenheit der Kirche von Thurnen (l. c. X). — Volk u. Regierung beim Abschluss von Staatsverträgen u. sonstigen Fragen äusserer Politik in der alten Eidgenossenschaft (Bern 1914). — D. Bürgerhaus im Kant. Bern (in «Das Bürgerhaus in der Schweiz» Bd. IV). — Das Statutarrecht des Simmentales (bis 1798); 1. Halbband: Das Obersimmental (Aarau 1912), 2. Halbband: Das Niedersimmental (Aarau 1915) in «Sammlg. Schweizer. Rechtsquellen, II. Abt. Rechte der Landschaft des Kant. Bern.» — Tsch. war Mitarbeiter am «Schweizer. Geschlechterbuch», für das er die Mehrzahl der bern. Geschlechter (ca. 80 Artikel) bearbeitete, des «Calendrier h raldique vaudois» u. des «Berner Tagbl.» — *Nekrologe*: Bund 1917 Nr. 222; N. Z. Z. 925 [M. H.] Vgl. Th. Thormann, Ludwig S. v. Tscharner (1879–1917), (Bll. Bern. XIII, 194–199 [mit Bild]). Ebendas. S. 199–202 findet sich auch die Grabrede abgedr., die H. T rl r am 15. Mai gehalten hat. R. H.

15. Mai. **Hartmann Hirzel** in Zürich. — Geb. am 20. Juli 1849 in Sternenberg, wo sein Vater Pfr. war, verlebte er seine Jugend in Höngg, besuchte das Gymnas. in Zürich und widmete sich in der Folge an den Universitäten Zürich, Heidelberg u. Berlin dem Studium der Theologie. Nach seiner am 5. Mai 1872 erfolgten Ordination bis August 1874 Vikar in Talwil, dann 1874–1881 Pfr. in Wartau u. 1881–1885 in Rheineck (St. Gall. Rheintal), ward er am 19. Juli 1885 von der Kirchgemeinde Aussersihl zum Geistlichen gewählt u. trat am 4. Oktober sein neues Amt an, das er bis an sein Lebensende innehatte. Zeitweilig gehörte er auch dem züricher. Kirchenrate u. dem Kantonsrate an u. war seit 1913 als Vertreter der demokrat. Partei Mitgl. des Grossen Stadtrates von Zürich. Neben der Pastoration hat er sich namentlich auf gemeinn tz. Gebiete grosse Verdienste erworben. Ausser einer Reihe von Nekrologen in der «Schweiz. Zeitschr. f. Gemeinn tzigk.», im «Zürich. Jahrb. f. Gemeinn tzigk.», in der «Zürich. Wochen-Chron.» etc. veröffentlichte er «Festschr. zur Vollendung der protest. Kirchen in Aussersihl» (Zürich 1901). — *Nekrologe*: N. Z. Z. 1917 Nr. 956 [G. Schönholzer]; Z. W. Chr. Nr. 21. Vgl. Zum Andenken an Hr. Pfr. Hartmann Hirzel in Aussersihl-Zürich, geb. 20. Juli 1849, gest. 13. Mai 1917 [mit Bild]. R. H.

15. Mai. **Heinrich Schmitt** in Rheinau, Mitgl. der Allg. Gesch.-forsch. Gesellsch. der Schweiz seit 1909, der Antiquar. Gesellsch. von Zürich seit 1910. — Geb. am 15. Juli 1866 in Hochhausen (Grossherzogt. Baden), widmete er sich am Priesterseminar St. Luzi in Chur dem Studium der Theologie, ward am 19. Juli 1891 daselbst zum Priester geweiht u. am 24. August 1892 Pfr. in Männedorf am Zürichsee, wo er bis zu seiner Berufung an die kath. Stadtpfarrei Glarus (1903) wirkte. Gesundheitsrücksichten bewogen ihn 1907, letztere gegen die Pfarrei Rheinau im Kant. Zürich einzutauschen. In seinen Mussestunden beschäftigte er sich mit lokalgeschichtl. und genealog. Studien u. verfasste eine im Mscr. vorliegende Genealogie Glarner Familien. Publiziert hat er nichts. — *Nekrologe*: N. Z. N. 1917 Nr. 135 u. 137, 2. Bl. R. H.

5. Juli. **Johannes Zürcher** in Zug. — Geb. 1845 in Zug, absolvierte er das dortige Gymnasium u. widmete sich in den Jahren 1863 bis 1866 an den Hochschulen Zürich, München und Bonn, sowie an der Sorbonne und dem Collège de France in Paris histor.-philos. Studien. Nach einem Aufenthalt in England (1868) Rektor der Bezirksschule in Laufenburg, wurde er 1879 als Seminarlehrer für Geschichte, Geographie und Religion nach Wettingen berufen, vertauschte aber 1886 diese Stelle mit der eines Redaktors am «Zuger Volksblatt». In den J. 1887/88 bereiste er Italien u. ward nach seiner Rückkehr in die Heimat (1889) zunächst Lehrer am Privatinstitut Wiget in Trogen,

in der Folge, bis 1898, Geschichtslehrer an der dortigen Kantonsschule. Ein Schlaganfall nötigte ihn, seine Lehrtätigkeit aufzugeben; er zog sich nach Zug zurück, wo er fortan ausschliesslich lokalgeschichtl. Studien lebte. Langjähriger Zuger Korrespondent der N. Z. Z. — *Nekrologe*: Zuger Volksbl. 1917 Nr. 150; N. Z. Z. Nr. 1250.

R. H.

11. Juli. **Heinrich Boos** in Basel, Mitgl. der Allg. Gesch.-forsch. Gesellsch. der Schweiz seit 1877. — Geb. am 14. Juni 1851 in Cannstadt, verlebte er seine Jugendzeit in Basel, studierte nach Absolvierung des Gymnasiums an den Hochschulen Basel, Leipzig u. Göttingen Geschichte u. promovierte 1874 in Göttingen. Seit dem Sommer 1875 als Privatdozent an der Universität Basel habilitiert, rückte er im November 1891 zum a. o., im September 1898 zum o. ö. Professor für Gesch. und deren Hilfswissenschaften vor u. hat diese Stellung bis zu seinem Tode eingenommen. — *Publikationen*: Gesch. der Stadt Basel. Bd. I (Basel 1877). — Urk.-Buch der Stadt Aarau (Aarau 1880). — Urk.-Buch der Landschaft Basel, 2 Bde (Basel 1881 u. 1883). — Wie Basel die Landschaft erwarb (Basl. NB. 1885). — Urk.-Buch der Stadt Worms, 2 Bde (Berlin 1886 u. 1890). — Quellen z. Gesch. der Stadt Worms, 3 Teile (Berl. 1889–1893). — Gesch. der Freimaurerei (Aarau 1894). — Festschr. z. 100jährig. Jubiläum der Loge z. Freundschaft u. Beständigkeit in Basel. — Gesch. der rhein. Städttekultur, mit besond. Berücksichtigung der Stadt Worms, 4 Bde. (2. Aufl. Berl. 1897). — *Nekrologe*: National-Ztg. 1917 Nr. 477 [F. B.]; N. Z. Z. Nr. 1279 [Trog].

R. H.

1. August. **Ludwig Rochus Schmidlin** in Solothurn, Mitgl. der Allg. Gesch.-forsch. Gesellsch. der Schweiz seit 1890 u. des Histor. Vereins von Solothurn. — Geb. am 15. Aug. 1845 in Laufen (Kant. Bern), besuchte er die dortige Bezirksschule u. die Kantonsschule in Solothurn, studierte an der damaligen theol. Lehranstalt daselbst Theologie u. ward am 18. April 1870 zum Priester geweiht. Bezirkslehrer in Neuendorf, wurde er 1875 als Pfarrer nach Biberist berufen, wo er fast 40 J. segensreich in seinem Amte wirkte. Mitgl. u. Präs. der Schulkommission, des Armen- u. Krankenvereins u. Inspektor der kant. Lehranstalt bis zu deren Aufhebung im J. 1886; kurze Zeit bekleidete er auch als Nachfolger des zum Bischof v. Basel erwählten Dompropstes Fr. Fiala die Professur für Kirchengeschichte u. Pastoral an letzterer u. ward nach seiner Resignation auf die Pfarrei (1914) Kaplan der v. Roll'schen Familienpfund zu «Kreuzen» bei Solothurn. Während vielen Jahren Feldprediger des Solothurner Inf.-Regimentes. Toleranter Priester u. verdienstvoller Lokalforscher; Mitgl. der Redaktionskommission der Z. Sch. K. G. und Mitarbeiter am Schweizerdeutsch. Idiotikon. — *Histor. Publikationen*: Ausser einer Reihe kleinerer u. grösserer Abhandlungen u. Artikel populärer Natur, in verschiedenen Zeitschriften u. Tagesblättern erschienen, veröffentlichte er: Gesch. der Pfarrgemeinde Biberist (Solothurn 1886). — Dr. Fr. X. O. Fiala, Bischof von Basel; e. Lebensbild (l. c. 1890). — Die kath.-theol. u. kirchl. Litteratur des Bist. Basel v. J. 1750 bis z. J. 1893 (in «Bibliographie der schweizer. Landeskunde» Fasc. VI. O. e. Heft 1. Bern 1894). — Gesch. des Solothurn. Amtei-Bezirktes Kriegstetten (Solothurn 1895). — Reginbold, aus dem Castrum Solothurn, erster Propst u. Abt des Benediktinerklosters Muri, um 1026–1055 K. S. B. NF. (12). — Das St. Josephskloster der Franziskanerinnen in Solothurn; e. Beitr. zur Gesch. des Franziskaner u. Kapuzinerordens in der Schweiz (K. S. B. NF. 12). — Zur Hymnologie (K. S. B. NF. 14). — Aus dem Roll'schen Archive in Solothurn (Anz. G. VII). — Bernhardin Sanson, der Ablassprediger in der Schweiz 1518–19 (Solothurn 1898). — Jos. Bohrer, bischöflicher Kanzler, e. Lebensbild (l. c. 1902). — Solothurns Glaubenskampf u. Reformation im 16. Jahrh. (Solothurn 1904). — Genealogie der Freiherren von Roll (Solothurn 1914). — Eine Übersicht der in Z. Sch. K. G. erschienenen Arbeiten bringt A. Büchi

l. c. XI, 289. — Eine Chron. der Pfarrgemeinde Biberist über die J. 1875 bis 1893 liegt im Mscr. vor. Sch. ist auch Vf. des «Schweizer. Totenkalender» im Anhang des St. Ursuskalenders. — *Nekrologe*: Soloth. Anzeiger 1917 Nr. 178; Basl. N. Nr. 392; N. Z. Z. Nr. 1451. [Hoppeler]; Vaterland Nr. 182 [Wassmer]; Z. Sch. K. G. XI, 288/289 [Büchi].

R. H.

5. August. **Rudolf Boelsterli** in Wattwil. Geb. am 5. November 1847 in Oberwinterthur, absolvierte er seine Gymnasialstudien in Zürich u. wandte sich der theologischen Laufbahn zu. Am 5. Mai 1872 ordiniert, kam er im September d. J. als Vikar nach Mönchaldorf, Ende Juni 1873 als Pfarrer nach Cordast (Kant. Freiburg) und am 1. November 1877 als Pfarrverweser nach Stallikon. Am 17. März 1878 zum dortigen Pfarrer gewählt, vertauschte er indessen schon am 8. Dezember seine neue Stellung mit dem Pfarramt in Wangen (Kant. Zürich), das er bis zu seinem Rücktritt (30. April 1910) innehatte. Dekan des Kapitels Uster von 1889 bis 1910; langjähriger Präs. der Gemeinnützig. Gesellsch. des Bezirkes Uster. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er zumeist im Toggenburg (Lichtensteig). Als grosser Freund der Geschichte u. Altertumskunde (Pfahlbauten) lag er in seinen Mussestunden eifrig archival. Forschungen ob u. sammelte namentl. umfangreiches Material über die Pfarreien Oberwinterthur u. Wangen, deren Geschichte zu schreiben er sich vorgenommen. Ausser einer Reihe kleinerer histor. Arbeiten, die, wie «Die Wolhauser Pietisten», im «Volksbl. f. die ref. Kirche der Schweiz» erschienen sind, veröffentlichte er: Ulrich Bolt (Zwingliana I, 179/180). — B. war auch Mitarbeiter am Schweizerdeutsch. Idiotikon. — *Nekrologe*: Anzeiger v. Uster 1917 Nr. 184; N. Z. Z. Nr. 1465; Tagesanzeiger Nr. 191; Z. W. Chr. Nr. 33.

R. H.

25. August. **Jakob Messikommer** in Wetzikon (Kanton Zürich), Ehrenmitgl. der Zürcher. Antiquar. Gesellsch. seit 1860, Gründer u. Ehrenpräs. der Antiquar. Gesellsch. in Wetzikon, Korresp. Mitgl. des Institut de Genève u. der Universität Kasan. — Geb. den 18. August 1828 in Stegen-Wetzikon als Sohn einfacher, wackerer Bauersleute von Seegräben, besuchte er die Primarschule u. während anderthalb Jahren die Sekundarschule u. wandte sich sodann dem väterlichen Berufe zu. Die Entdeckung der ersten Pfahlbauten zu Obermeilen am Zürichsee im Winter 1853|1854 veranlassten ihn zu Nachforschungen im Torfmoor bei Robenhausen am Pfäffikersee u. tatsächlich gelang es ihm, daselbst am 2. Februar 1858 einen Pfahlbau festzustellen, den er in der Folge systematisch untersuchte, unterstützt und gefördert von Ferd. Keller, Ludwig Rüttimyer u. Oswald Heer. Seit diesem Zeitpunkt datierte sein Ruf als Altertumsforscher, der ihn mit zahlreichen in- u. ausländischen Gelehrten (Arnold Escher v. d. Linth, Desor, Schwab, Troyon, Fellenberg, Lyell, K. E. v. Bär, Moritz Wagner, Lubbock, Mortillet, H. Schliemann, Virchow u. a.) in Verbindung brachte. Im J. 1866 entdeckte er die erste Pfahlbaustation am Greifensee (im sogen. «Rossgumpen» b. Riedikon), zu der sich bald noch fünf weitere gesellten. Auch an der Untersuchung einer Reihe anderer Pfahlbauten in der Ostschweiz war er beteiligt; ebenso verdankt man ihm die Ausgrabung zahlreicher helvet., röm. u. alamann. Grabstätten im Zürcher Oberland u. die Entdeckung des Refugiums Himrich bei Robenhausen. Seine Fundberichte veröffentlichte M. im «Anz. A.», im «Ausland», in den «Verhandlungen der Berliner Anthropolog. Gesellsch.», im «Internat. Arch. f. Anthropologie» u. namentlich in den Bezirksblättern, sowie in der N. Z. Z., deren langjähriger landwirtschaftl. Korrespondent er war. Ehrendoktor der philos. Fakultät der Univers. Zürich 1893. — Von den zahlreichen *Nekrologen* seien erwähnt: N. Z. Z. 1917 Nr. 1578 (C. Sch[roeter] u. M[eyer] v. K[nonau]), Z. W. Chr. Nr. 35 (J. Mötteli); Anz. A. N. F. XIX, 222 (Rob. Hoppeler); Z. P. Nr. 401.

R. H.

12. Oktober. **Edouard Secretan** in Lausanne. — Geb. am 4. September 1848 im Haag, wo der Vater Pfarrer war, absolvierte er seine Gymnasialstudien am Collège classique cantonal in Lausanne und studierte nach bestandener Maturität an der dortigen Akademie Jurisprudenz. Noch bevor er sein Lizentiatenexamen (15. Dezember 1870) abgelegt hatte, ward er Übersetzer im Ständerat und sodann 1871 Sekretär im eidg. Departement des Auswärtigen. Am 1. Dezember 1874 in die waadtländ. Kantonshauptstadt als Chefredaktor der «Gazette de Lausanne» berufen, hat er deren Leitung bis zu seinem Hinschied beibehalten. In der Politik trat er erst seit Beginn der 1880er Jahre mehr und mehr hervor: 1884/1885 sass er im waadtl. Verfassungsrate; vom Oktober 1888 bis Ende 1901 gehörte er dem Conseil communal an, den er 1892 präsidierte; von 1893 bis 1901 war er Vertreter des Kreises Lausanne im Grossen Rat; im Oktober 1899 erfolgte seine Wahl in den Nationalrat, wo er Mitglied wichtiger Kommissionen, u. a. Präsident der Geschäftsprüfungs- u. Budgetkommission der Schweizer. Bundesbahnen war. Hervorragender Journalist u. Politiker; langjähriger Führer der Waadtländer Liberalen; Initiator der waadtl. Zentenarfeier von 1898; Ehrendoktor der Hochschule Lausanne (26. Mai 1916). Eifriger Militär, dem ein rasches Avancement beschieden war: 1879 war er bereits Schützenmajor, 1886 Oberstlieutenant u. Kommandant des 7. Inf.-Reg., 1891 Oberst u. Führer der IV. Inf.-Brigade, 1898 Oberstdivisionär. Als solchem war ihm bis 1905 die II., 1906 u. 1907 die I. Division unterstellt. Am Zustandekommen der Militärorganisation von 1907 hatte er bedeutenden Anteil. Mitarbeiter der «Revue suisse militaire» u. Verfasser verschiedener Schriften militärischen Inhaltes. Er veröffentlichte ausserdem: *L'armée de l'Est*. 20 Décembre 1870 au 1^{er} Février 1871 (Neuch. 1894). — *Le général Amédée de la Harpe* (Laus. 1899.) — *Nekrologe*. Ausser der S. gewidmeten Nr. 282 der Gaz. de Lausanne mit Beiträgen von Philippe Godet, Ernest Correvon, Apothéloz, Pierre Grellet, S. de Felice und A. Maunoir vgl: *Journal de Genève* 1917 Nr. 282 [Horace Micheli] u. Nr. 284 [F. Feyler]; *Basler Nachr.* Nr. 519 1. Bl.; *Il Dovere* Nr. 238 [Emilio Colombi]; *N. Z. Z.* Nr. 2021; *Z. W. Chr.* Nr. 43.

R. H.